
R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



10. Jahrgang
4/2001

ISSN 0942-4474

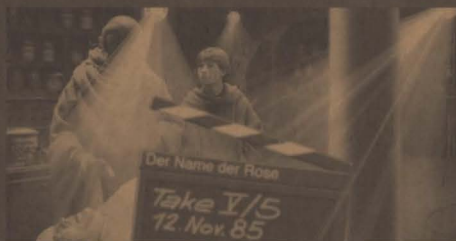
Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim
Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Im Namen der

Wir schreiben das Jahr 1327. Kloster Eberbach bei Eltville am Rhein. William von Baskerville, ist einem mysteriösen Fall auf der Spur – vor den Kulissen. Hinter den Kulissen sorgt die Jean Müller GmbH für Spannung. Und für Sicherheit. Nicht nur die Filmbranche setzt auf die NH-

Sicherungstechnologie der
Energieversorger, Schalt-



Jean Müller GmbH.
anlagenbauer und

Anwender aus aller
ten der Qualität und



Welt vertrauen seit Jahrzehnten
der Produktvielfalt. Und der

kompetenten Beratung durch hochqualifizierte Ingenieure. Sie unterstützen vor Ort die Einführung komplexer und kundenspezifischer Systemlösungen. Schützen auch Sie Mensch und Maschine zuverlässig mit modernster Technologie. Im Namen der Sicherheit. Mit den Produkten der Jean Müller.

Sicherheit

Jean Müller GmbH
Elektrotechnische Fabrik
Friedrichstraße 21
D-65343 Eltville am Rhein

Tel.: 06123/604-0
Fax.: 06123/604730
<http://www.jeanmueller.de>
E-Mail: sales@jeanmueller.de

JEAN MÜLLER 
Im Namen der Sicherheit

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

RHEINGAUER WEINKONVENT E.V.

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach.

Mitgliederzahl ca. 1000.

Geschäftsführung: Wolfgang H. Ludwig

Rheinstraße 1, 65396 Walluf, Tel./Fax (0 61 23) 7 51 87

www.rheingau.de/weinkonvent

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.

Gegründet 1956. Mitgliederzahl ca. 150.

Geschäftsführung:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,

65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

FREUNDESKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.

Gegründet 1983. Mitgliederzahl ca. 200.

Geschäftsstelle:

Kloster Eberbach,

65346 Eltville, Telefon (0 67 23) 91 78 – 10

Redaktion:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 5 08 43

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung, Auslieferung und Bezug:

Druckerei Walter GmbH

65335 Eltville im Rheingau, Postfach 1562

Telefon (0 61 23) 60 16 - 0; Telefax (0 61 23) 60 16 53

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 4,22 EURO

Jahres-Abonnement (4 Schriften): 16,10 EURO

Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber) ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Volksbank Eltville eG Kto.-Nr. 657 22 (BLZ 510 914 00)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 31. März fällig. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Gerichtsstand ist 65343 Eltville im Rheingau.

Inhalt

<i>Eberhard Kümmerle</i> Geologische Aspekte der Rheingauer Landwehr	2
<i>Elisabeth Will-Kihm</i> Der Weinzapf beim blutschwitzenden Heiland in Nothgottes	12
<i>Manfred Laufs</i> „Villa Sonnenschein“ Kavalier- und/oder Gartenhäuschen?	18
<i>Walter Hell</i> Jakob Wolz (1900–1990), ein banatschwäbischer Lehrer im Rheingau	25
<i>Werner Lauter</i> Zur Geschichte der Frankfurter Hildegardis-Glocke	27
<i>Rolf Göttert</i> Die Rinderpest im Rheingau „Notizen aus dem Stadtarchiv Rüdesheim“	29
<i>Josef Staab</i> Fahrt ins mitteldeutsche Weinbaugebiet an Saale und Unstrut vom 27. bis 30. September 1961	31
Buchbesprechungen	35

Anschriften der Autoren

Dr. Eberhard Kümmerle, Hauptstr. 67, 65344 Eltville-Martinsthal

Elisabeth Will-Kihm, Lehnstraße 8, 65366 Geisenheim

Dr. Manfred Laufs, Winkeler Straße 64, 65366 Geisenheim

Walter Hell, Bartolomaestraße 6, 65375 Oestrich-Winkel

Dr. Werner Lauter, Fuchsgengasse 8, 65385 Rüdesheim

Rolf Göttert, Kleine Niederstraße 1, 65385 Rüdesheim

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Am Ausgang des laufenden Jahres möchten wir allen Autoren für ihre wertvolle Mitarbeit herzlich danken. Wir hoffen, es war wieder etwas für alle Leser dabei. Ihnen und ihren Familien wünschen wir eine gesegnete Weihnacht und ein gesundes und glückliches Neues Jahr. *Die Redaktion*

Geologische Aspekte der Rheingauer Landwehr

Zeitgenössische Darstellungen vom Verlauf des Rheingauer Gebücks sind zwar oft liebevoll gezeichnet, aber ungenau oder stark schematisiert. Die Bollwerke sind idealisiert dargestellt wie im Falle des „Landts Gebücks“ in der Karte, die unter Erzbischof Johann Friedrich Karl von Ostein zwischen 1748 und 1763 entstand.¹ Stark vereinfacht stellt auch A. v. Cohausen das Gebück dar.² Liebe zum Detail zeigen die Karten des Rüdeshheimer Landmessers und Zeichners Andreas Trauttnner von 1748 und 1751³, die neuerdings z.T. von Frau Schmitt-Tessmann akribisch nachgezeichnet wurden.⁴ In der Karte vom Herzogthum Nassau von 1819⁵ ist die Landwehr nicht mehr enthalten, denn diese wurde ab 1771, nachdem eine Art Verwaltungsreform den Rheingau erfasste, dem Verfall oder Abriss preisgegeben. Aber es sind die Grundrisse der Bollwerke von Hausen v.d.H und vom Bossenhain dargestellt, was deren Lokalisierung im Gelände erleichtert. Die Karte von Klötzer von 1954⁶ zeigt auch vermutete Lücken im Gebückverlauf auf, so zwischen Apfelbachhang und Weißenthurm einerseits und zwischen Hengstküppel und Herrnsbachtal andererseits.

Seit jeher legt man Grenzen nach Möglichkeit an Geländestrukturen, welche die Natur vorgegeben hat: Bach- oder Seeufer, Berggipfel, Gebirgskämme oder Schluchten. An derartigen Merkmalen wird eine Grenze im Gelände kaum zu übersehen, respektier- und kontrollierbar sein. Wenn gleich das Rheingauer Gebück eher eine Landwehr als eine Grenze darstellte, so folgte es doch auf weite Strecken politischen Grenzen, die z.T. noch heute als solche bestehen wie z.B. zwischen Rheingau-Taunus-Kreis und Rhein-Lahn-Kreis.

Bei Sinn und Zweck der Landwehr kam es darauf an, Hindernisse für Fußvolk, Reiter und

Fahrzeuge zu nutzen oder zu schaffen (bis auf gewollte Durchlässe). Aus dem Arsenal der Natur standen in unserem Gebiet Bachläufe, Sümpfe, steile Schluchten, Geländekanten, Felsrippen, Gesteinswälle, verhältnismäßig hohe Berge und Wasserscheiden zur Verfügung. Bei diesen vielseitigen natürlichen Gegebenheiten konnten es sich die Rheingauer leisten, streckenweise ganz auf das berühmte Heckendickicht zu verzichten, sofern der Grad der Bedrohung von außen dies zuließ.

Im Folgenden werden geologische Besonderheiten aus dem Bereich der Rheingauer Landwehr auch dann erwähnt, wenn sie nicht direkt oder ursächlich mit dessen Anlage zu tun haben, aber dem Gebückwanderer auffallen könnten.

„Hydrobienkalk“ und „Blättersandstein“

Die Ostgrenze des Rheingaus galt als stark gefährdet und wurde daher bestmöglich gesichert. Im 15. Jahrhundert wurden u.a. die Bollwerke errichtet, deren bekanntestes der „Backofen“ von Niederwalluf ist.⁷ Geologisch interessiert dabei, dass sich in dem wehrhaften Bau eine Quelle befand.⁸ Es ist bekannt, dass ab 1768 ihr Wasser in den Landgraben floss, der sich zwischen Bollwerk und Rhein hinzog und der zumindest bei höherem Rheinspiegel überflutet war. Noch nach dem Hauptstraßen-Ausbau 1808 war der „Johannisbrunnen“ auf der Südseite tief unten über mehr als ein Dutzend Treppenstufen zugänglich. Seit 1968 wird das Quellwasser, nachdem der Graben überbaut wurde, zum „Neuen Johannisbrunnen“ auf Straßenniveau hochgepumpt.⁹ Die Quelle dürfte in kiesig-sandigen Ablagerungen der eiszeitlichen

„Talweg-Terrasse“ entspringen, so genannt, weil auf ihr im Rheingau der „Talweg“, im Verlauf der alten B42, hochwasserfrei angelegt war. Unter dieser Terrasse folgen rund 90 Meter tonig-sandige Schichten aus der Alttertiärzeit. Dies ist sowohl von der Wasserbohrung „Waldaffa“ im Westen¹⁰ als auch aus den ehemaligen Sandgruben am „Schimmerich“ im Osten Niederwallufs bekannt. In den letzteren war der glimmerhaltige kalkig-tonige Sand teilweise zu Sandstein verfestigt und enthielt Reste von Magnolien, Zimbaum sowie Muscheln, Schnecken und Reptilknochen. Die Flora weist auf subtropisches Klima hin, das vor 30 Millionen Jahren im Rheingau herrschte.¹¹ Einige Stücke aus dem Schimmerich werden im Wiesbadener Landesmuseum gezeigt.

Der Backofen ist aber auch geologisch insofern aufschlussreich, als er im Wesentlichen aus „Hydrobienkalkstein“ gebaut war. Der Name des Steins kommt von millimetergroßen Wasserschnecken, die massenhaft in ihm eingelagert sind. Hydrobien leben noch heute zu Millionen im Nordseewatt. Die „Wattschnecken“, fast immer die Art *Hydrobia ulvae*, sind sicher die schnellsten aller Schnecken. Von unten an die Wasseroberfläche angehängt lassen sie sich vom Gezeitenstrom tragen und durchmessen so mehrere Kilometer in der Stunde.

Die Kalksteine kamen aus dem linksrheinischen Mainzer Hoheitsgebiet bei Budenheim oder auch bei Laubenheim/Weisenau. Diese Orte gehörten zeitweilig sogar zum Rheingauer Viztumbereich.¹² Aus geologischen Gründen gibt es im Rheingau nirgends Kalksteinbrüche. Steine vom linken Rheinufer sind auch im Raum Oestrich-Winkel viel verbaut worden, ja sie scheinen im Rheingau geradezu typisch für Bauten aus Kurmainzer Zeit zu sein.

Häuser aus diesen hellen Kalksteinen geben manchen rheinhessischen Winzerdörfern noch heute ein südländisches Flair.

Die Steine vom Backofen wurden vorwiegend beim Straßenbau eingestampft. Auch in die rheinwärtige Stützmauer beim Johannisbrunnen waren sie eingebaut. Noch 1991 wurden bei Fundamentierungen am ehemaligen Backofenstandort Mauerbruchstücke aus Hydrobienkalk gefunden.¹³ Eben solche Steine sind in der Turmburg und der

Johanniskirche verbaut und – wie wir sehen werden – auch in der Martinsthaler Wallufbrücke.

Um 1893 verarbeitete außerdem eine Kalkbrennerei in Niederwalluf Kalksteine aus Budenheim.¹⁴

Das Walluftal dürfte im Wesentlichen in der Eiszeit entstanden sein und war vor mindestens 20000 Jahren bereits weitgehend ausgestaltet. Knapp oberhalb des Gebücks längs der Oberwallufer Paradiesstraße wird in Baugruben im eiszeitlichen Lössboden eine dunkle Aschenlage angeschnitten. Sie wurde aus der Eifel bei einem Vulkanausbruch im Jungpaläolithikum vor rund 20000 Jahren hierher geweht. Dieser vulkanische Tuff zeichnet in seinem Ablagerungsbild bereits das Relief des heutigen Walluftals in etwa nach.

Am Fuß des westlichen Talhanges, der gegen Niederwalluf am steilsten ist, zog sich das Gebüch hin. Noch zur Zeit Trauttners¹⁵ floss der Wallufbach mäandrierend in der Talmitte. An ihm, „Alte Bach“ genannt, lagen die Mühlen zwischen Ober- und Niederwalluf.¹⁶ Um 1819 und später gab es von etwas unterhalb Martinsthal einen zweiten, auffallend geraden parallelen Bachlauf dicht am rechten Talhang.¹⁷ Man kann annehmen, dass dieser zweite Bach den ehemaligen Gebüchgraben benutzte¹⁸ und dann zum eigentlichen Wallufbach wurde. Hinweise auf das „junge“ Alter dieses Bachbettes ergeben sich aus der Tatsache, dass der Bach sich örtlich anscheinend noch einschneidet. Der Hang brach in neuerer Zeit nach, die Gefällsverhältnisse bis zum alten Bachbett oberhalb der Bahnbrücke sind noch unausgeglichen, und die Böschung hat sich bis heute offensichtlich noch nicht stabilisiert. In dem nachrutschenden Hang werden zunehmend Gesteinsschichten sichtbar, die denen des Waldaffabrunnens und der Sandgruben am Schimmerich entsprechen: Sand, kalkiger Sandstein und Ton. Die festen Blättersandsteine ragen aus der weicheren Umgebung heraus. Durch die waagrechte Schichtung kann der falsche Eindruck einer zerfallenden Mauer entstehen, die von der Landwehr übrig wäre. (*Abb. 1*).

Zwischen Martinsthal und Oberwalluf floss noch um 1960 der Hauptanteil des Wallufwassers in jenem geradlinigen Graben. Er zog sich vom Bleichweg ab am Westrand des Wiesengeländes entlang und wurde seit 1870 von der „Bollmühle“



Abb. 1: Vom Wallufbach angeschnittener Hang im Niederwallufer „Paradies“.



Abb. 2: Blick bachaufwärts zur alten Martinsthaler Wallufbrücke.

und wohl schon viel früher von Mühlen im Gelände der heutigen Brockhues AG genutzt. Auch hier ist anzunehmen, dass der ehemalige Gebäckgraben das Aufschlagwasser lieferte. Das Wasser darin floss aber einige Meter hoch über dem Taltiefsten, so dass bei Hochwasser manchmal der talseitige Rand einbrach und das Wasser nach der Talmitte abfließen konnte. In strengen Wintern entstanden größere Eisflächen, auf denen die Martinsthaler Jugend Schlittschuh lief. Es drängt sich der Gedanke auf, dass zu Zeiten der Landwehr zumindest mit der Möglichkeit gespielt wurde, Teile des Tals mittels des Grabens unter Wasser zu setzen.¹⁹ Nach 1960 wurde der Wallufbach zwischen Martinsthal und Oberwalluf in das Taltiefste verlegt und teilweise versteint.

Nahe dem linken Bachufer, unweit eines beim Bau der Umgehungsstraße der B 42 angelegten Stauweihers, gab es im 19. Jahrhundert das „Consolidierte Feld Neudorf“, in dem Sphärosiderit, ein karbonatisches kugelig-nieriges Eisenerz, abgebaut wurde. Dazu gehörte auch die benachbarte

Grube „Rinn“, in der man feuerfesten Ton gewann.²⁰

Von der Bollmühle zum Molkenborn

Wenige Meter vor der Martinsthaler Wallufbrücke überströmt der Wallufbach eine bedeutsame geologische Struktur. Von Süden her stoßen die Sedimente des tertiärzeitlichen Mainzer Meeresbeckens an uralte metamorphe Festgesteine. Sie kamen durch Hebung des Taunus aus großer Tiefe an die Oberfläche. Die Morphologie des Geländes spiegelt schon den Wechsel der Gesteine wider: Das vom Rhein her zunächst offene, weiträumige Tal verengt sich eindrucksvoll zwischen dem Nonnenberg im Westen und dem Steinberg im Osten.

Im Jahre 1838 hat C.T. Reiffenstein eine Zeichnung von Martinsthal angefertigt. Sie zeigt ein Fachwerkhäus auf hohem Sockel, mit kleinem Nebengebäude, das sich an eine hohe Mauer mit

Blendarkaden anlehnt.²¹ Zwar ist die wehrhafte Mauer nicht erhalten, doch ist auch in der bereits erwähnten Karte vom Herzogthum Nassau von 1819 eine Mauer angedeutet. Sie verlief parallel zur Walluf am westlichen Hang, etwa im Gebiet Lehrstraße und Eichbachweg.

Auch von den beiden Toren rechts und links des Baches aus der Zeit Trauttners ist nichts erhalten, doch ist die dazwischen stehende Martinsthaler Brücke zumindest im Kern alt. Sie nimmt noch heute den Verkehr der L 3036 auf. (Abb.2).

Die Brücke steht mit Fundamenten und Widerlagern auf Schieferfels, „Phyllit“ genannt nach den feinen Blättchen des Glimmerminerals Serizit, die dem Gestein Seidenglanz verleihen. Es wird auch als Eppsteiner Schiefer bezeichnet und geht auf das Ordovizium bis Silur, einen Abschnitt der Erdgeschichte vor rund 400 Millionen Jahren, zurück.²² Hier ergab sich, von Süden her, die erste günstige Stelle für einen Brückenschlag. Die Brücke ist zweigeteilt: ein südlicher Teil von etwa acht Metern Länge zeigt an beiden (!) Bogenstirnen große Quader aus Main-sandstein; das Gewölbe ist aus Budenheimer Kalkstein, Quarzit und Schiefer gemauert. Daran ist anschließend ein zwanzig Meter langer Nordteil angebaut. Bei ihm sind nur Quarzit und Grünschiefer verarbeitet, letzterer von der Art, die gegenüber der Neumühle im Walluftal in einem Steinbruch abgebaut wurde. Nischen und Entwässerungsschächte dieses Brückenteils sind mit besonders großen Grünschie-

ferplatten ausgesteift, wie sie auch als Stützplatten in alten Hohlwegen am Rauenthaler Berg, beispielsweise am „Gemeynen Weg“, aufgestellt waren.

Es bleibt die Frage, wo das Martinsthaler Bollwerk am „Molkenborn“ gestanden hat. Es war 1470 errichtet worden und wurde nach 1771 niedergelegt.²³ Der Standort muss dort gewesen sein, wo die Walluf in einem ausgreifenden Bogen dem Schlangenbader Weg und dem rechten Berghang besonders nahe kam und eine Engstelle bildete. Hier gab es tatsächlich einen steilen Schieferfels. Auf ihm steht heute das letzte Haus rechts vor der B 260 (vormals Haus Theo Meth). Von dem Haus aus führte noch vor dem Straßenbau 1968 ein

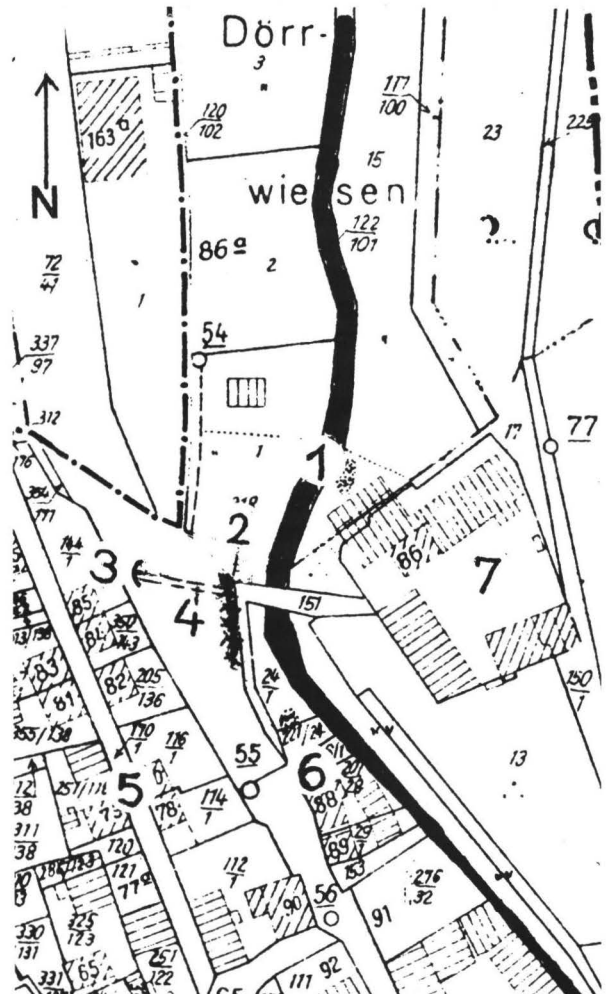


Abb. 3: Lage des vermuteten Molkenborns in Martinsthal.

Kartengrundlage von 1960.

1. Wallufbach
2. Schieferfels/Mauer mit Quellwasser-auslass
3. Quellnische im Schieferfels
4. Wasserstollen
5. Hauptstraße
6. Haus Theo Meth
7. Glimmen- oder Kerbermühle.



Abb. 4:
Grünschieferfelsen bei
der EFEN in Höhe der
ehemaligen Klingen-
pforte.

Weg hinunter zum Bach und über eine Brücke zur Kerbmühle. Schräg gegenüber der Brücke war das „Mühlbrunnchen“, vermutlich identisch mit dem Molkenborn, zu denken in der Tiefe nördlich des heutigen „Wildsauplätzchens“. Beim Auslauf gab es ein eisernes Türchen, das eine Art gemauerten Stollen aus Bruchsteinen verschloss. An dessen Ende trat das Quellwasser aus Klüften des Schiefers aus, sammelte sich in einem rechteckigen steinernen Becken und gelangte in einer offenen Steinrinne am Stollenboden zum Ausfluss aus der teilweise gemauerten Wand. (Abb. 3).

Besagter Stollen unter der Hauptstraße war wohl beim Ausbau der Hauptstraße angelegt worden, um das Quellwasser vom Hang abzuleiten und jenseits der Straße weiter nutzbar zu machen. Noch heute fließt es, perennierend aber ungenutzt, dicht nördlich der B 260 in die Walluf. Das Bollwerk stand also vermutlich auf dem felsigen Hang beim oder nahe dem Haus Meth und sicherte die Engstelle zwischen Bach und Berghang. Das Baumaterial wurde wie das des Backofens zum Straßenbau verwendet.

Geologische Antiquitäten

Zwischen Martinsthal und Schlangenbad schneidet das Walluftal in die „Metamorphe Zone“ des südlichen Taunus ein, mit Gesteinen, die zu den ältesten Hessens, ja Deutschlands, gehören. Dazu

gehören Schiefer wie der Phyllit, dem wir schon bei der Martinsthaler Brücke und am Molkenborn begegneten. Dazu kommen Quarzite als ehemalige Sedimentgesteine und veränderte Vulkangesteine wie Grünschiefer, dessen auffallend blaugrüne Farbe vom Mineral Chlorit stammt. Das Alter des Grünschiefers wurde durch Messung des Uran/Blei-Verhältnisses in dem Mineral Zirkon bestimmt. Danach ist das Gestein 400-460 Millionen Jahre alt.²⁴ Grünschieferfelsen erheben sich markant an der B 260 zwischen Efenwerk und der Neumühle. (Abb. 4).

Beim EFEN-Werk, der „Kling“ (Talschlucht, Gebirgsbach), wiederum an einem Bogen des Baches und einer Engstelle, war die Klingenpforte als Gebüchdurchlass an den Grünschieferfels angebaut. Im Landesmuseum wird ein Modell, ein Relief des Bauwerks aufbewahrt. Es wurde bei oder nach dem Abriss aus Schieferbruchstücken und Steinpartikeln des Bollwerks mosaikartig von dem Eltviller Dr. Creve angefertigt.²⁵

Richtung und Hanggestaltung des Walluftals in diesem Bereich sind von Verwerfungen beeinflusst. Zerrüttungszonen des Gebirges an Verwerfungslinien haben der Walluf das Einschneiden in die harten Felsgesteine erleichtert. Auch sind beide Talflanken nicht spiegelbildlich gleich, und man muss vertikale und horizontale Verschiebungen von Gesteinsschollen annehmen, die mit zur Ausgestaltung der Landschaft beigetragen haben.

Abb. 5: Taunusquarzitfelsen bei der Schlängenbader „Felsenburg“.



Schlängenbader Felslandschaft

Der Kurort Schlängenbad liegt eingeschnitten im Hauptrücken des Taunus, einem rund zwei Kilometer breiten Geländestreifen aus Taunusquarzit. Das Gestein ist aus strandnahen Sandablagerungen des Devonmeeres vor rund 350 Millionen Jahren hervorgegangen. Die ehemaligen Sandkörner sind durch einen Kieselsäurezement derart verkitet, dass sie kaum noch einzeln erkennbar und fest miteinander verschweißt sind. Kein Wunder, dass das so extrem harte Gestein die Landschaft prägt. Nicht nur hier, wo es den „Musensitz“, den „Wilhelmsfelsen“, den Vorsprung, auf dem das „Schweizerhaus“ steht und die Quarztrippe bei der „Felsenburg“ bildet. (Abb. 5). Auch das Engtal des Rheins bei Bingen ist in seiner Eindruckskraft dem Taunusquarzit zu verdanken. Da der Quarzit kaum verwittert, entstehen an vielen Berghängen ausgedehnte „Rosseln“ aus wetterfestem Blockschutt, die dann kaum begehbar sind.

Das Gebück zog bis etwa zur Felsenburg am Hang des steilen Abfalls zur Walluf entlang und bog dann nach Westen in das Tal des Warmen Baches ab. Freilich gab es zur Zeit der noch intakten Landwehr zunächst noch gar keinen Kurort Schlängenbad, denn erst 1694 wurde überhaupt ein Badehaus eingerichtet. Alle Thermalquellen und auch die „Warmen Mühlen“ lagen jenseits, auf hessischem Gebiet. Als dann auch auf der Mainzer

Seite ein Badehaus entstand, trachtete man danach, den Hessen das warme Wasser abzugraben. Zum Leidwesen der Mainzer aber blieben die Grabungen auf der Südseite des Baches erfolglos.

Vom Parkplatz oberhalb des jetzigen Kurhotels an begleitet die ehemalige Landwehr eine Art Felsenmeer aus tonnenschweren Quarzblöcken, durch die sich der Warme Bach schlängelt. Sie entstammen einem Quarzgang, der von der Felsgruppe der „Wilden Frau“ nach Nordwesten zieht. Womöglich ist er eine Fortsetzung des „Grauen Steins“ von Georgenborn. (Nicht zu verwechseln mit dem „Grauen Stein“ an der Hohen Straße, s.u.). Die Gänge sind Ausfüllungen von Klüften, die spätestens in der Tertiärzeit, u.a. im Zusammenhang mit dem Einbruch des Oberrheingrabens, aufgerissen sind.

Im Unterschied zum Georgenborner Gang ist der am Warmen Bach nur schmal und zerfiel daher im Lauf der Zeit in Einzelblöcke. In ihrer Häufung tragen sie zur Unwegsamkeit des Hanges bei. (Abb. 6).

Zusammen mit Quarz kommen in den genannten Blöcken gebänderte Achate, Chaledon und Eisenkiesel vor. Auch kann man gelförmig abgeschiedenes, später auskristallisiertes Hartmanganerz, genannt „Schwarzer Glaskopf“, Psilomelan, finden, ähnlich wie bei dem Vorkommen unweit des Bossenhain (s.u.).



Abb. 6: Quarzblöcke am Warmen Bach oberhalb Schlangenbad.

Im Taunusquarzit der „Wilden Frau“, heute Flächenhaftes Naturdenkmal, wurden Fischreste und Brachiopoden (Armkiemer) aus der Devonzeit gefunden.²⁶

Eisen und Mangan sind vielfach auf Gesteinsklüften und Schichtflächen durch das Sickerwasser zu moos- und baumförmigen Figuren ausgefällt. Diese „Dendriten“ wurden früher von den Steinbrechern an die Kurgäste als „Versteinerungen“ verkauft. Noch heute werden solche Gebilde häufig mit pflanzlichen Fossilien verwechselt.

Jenseits der „Höhe“

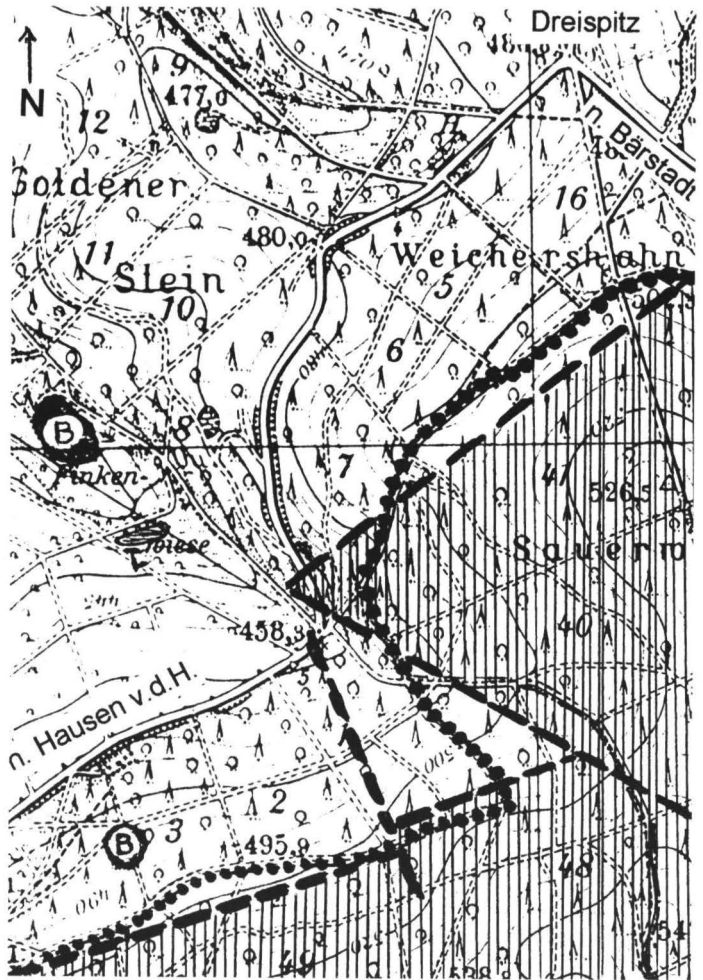
Ab dem Weichershahn bei Bärstadt folgt das Gebück dem Nordhang des Taunusquarzitrückens und zeichnet in Richtung Finkenwiese wie auch westlich und östlich des ehemaligen Hausener Bollwerks²⁷ die Gesteinsgrenzen nach: Taunusquarzit im Süden und Tonschiefer im Norden, getrennt durch die „Taunuskamm-Überschiebung“. Der harte Quarzit bildet eine Geländekante, die ihn über die Schieferlandschaft heraushebt, woraus strategischer Nutzen für die Landwehr gezogen werden konnte. (Abb. 7).

Die direkte Nachbarschaft von Quarzit und Tonschiefer hat auch unübersehbare Auswirkung auf die Grundwasserverhältnisse des Gebietes. Der kluftwasserreiche Taunusquarzit enthält ergiebige Wasserreserven, die bei Wiesbaden in Was-

serstellen genutzt werden. Dabei ist wesentlich, dass der Quarzit nicht nur die höchsten, sondern auch die niederschlagreichsten Gebirgsteile bildet. Hier, am Gebück, stößt er nun an relativ wasserunwegsamen Tonschiefer. Das bringt eine ganze Reihe von Quellen und verzweigten Quellbächen hervor, so die des Fischbaches (Finkenwiese), des Gladbaches (Tauben- und Frankenborn), des Ernsbaches, des Äpfelbaches (Hermannsborn) und des Wickersheller Baches. Durch diese Stauwirkung entstanden aber auch Sümpfe und Moore. Sie ersparten örtlich überhaupt die Anlage eines Gebücks: im Quellgebiet des Gladbaches beim Bossenhain und beim Wolfsrück sowie zwischen Mapper Schanze und Kasimirkreuz, wo es in unwegsamem Gelände sogar nach Trockenperioden heute noch offene Wasserflächen im Sumpf gibt.

Dem Bossenhainer Bollwerk vorgelagert liegt ein vorspringendes Stück Wald, „Kessel“ genannt. (Diese Bezeichnung galt möglicherweise eher der sumpfigen Senke mit den Gladbach-Quellflüssen, heute Naturschutzgebiet). In diesem Wald gibt es einen alten Steinbruch, in dem der Basalt eines Vulkanschlotes, mit für die Taunusbasalte seltener säuliger Absonderung, abgebaut wurde. Das Gestein könnte zumindest einen Teil des Baumaterials für das Bollwerk Bossenhain geliefert haben, denn an dessen Standort finden sich noch Basaltbrocken. Die als Mauersteine brauchbaren Anteile wurden wohl inzwischen herausgelesen. In Folge

Abb. 7: Grenze des ehemaligen Rheingaus (punktiert) und Gesteinsgrenze (gestrichelt). Vertikal eng schraffiert: Quarzit. B: Basaltschloten.



des Gehaltes an dem Mineral Magnetit konnten die Steine mittels der Magnetik auch unter der Lehmdecke aufgespürt werden.²⁸

Der Basaltausbruch geht, wie ähnliche Vorkommen beim Weichersshahn (Abb.7) auf das Alttertiär, das Eozän, vor 40–52 Millionen Jahren, zurück, wie Kalium/Argon-Bestimmungen ergaben.²⁹ Der Ausbruch steht wohl mit Quarzgängen in Zusammenhang, die den Taunuskamm gut vierhundert Meter nordöstlich der Peerenboomhütte schneiden: Im „Consolidationsfeld Mappen“ wurden zwischen 1869 und 1890 Brauneisenstein und Braunstein über Tage abgebaut.³⁰ Eisen- und Manganerz traten entweder getrennt auf oder waren eng miteinander und mit Quarz vergesellschaftet und am Kontakt zum Nebengestein, dem Taunusquarzit, angereichert. In den noch vorhandenen Tagebauen und auf den Halden kann man außer Quarzkristallen noch andere Mineralien finden wie Braunen und Schwarzen Glaskopf, ähnlich dem Vorkommen an der Wilden Frau.

Dass das Gebüch vom „Mapper Schlag“ an im Bogen um die Rodungsinsel des Mapper Hofes herumführte, wird als Indiz gesehen, dass die

Landwehr zumindest in diesem Bereich frühestens um 1200 angelegt ist.

Soweit es die geradezu üppige Verwendung von Zementmörtel bei der Restauration 1966 zulässt, sind die Bausteine der Mapper Schanze von 1494 noch zu erkennen: Taunusquarzit, Quarz und blaugrauer Tonschiefer, alles Material aus der näheren Umgebung. Für die Werksteine aber musste Mainsandstein herangeschafft werden, weil die Quarzitsteinbrüche größere Platten nicht hergaben, wie sie z.B. für die Maulscharten erforderlich waren.

Im Weiterverlauf der Landwehr ab dem Mapper Bollwerk erheben sich steile Felsklippen bis auf 529 m Höhe beim Flächenhaften Naturdenkmal Grauer Stein und erübrigten vermutlich auf



Abb. 8: Felswand aus Taunusquarzit an der Hohen Straße zwei Kilometer südwestlich der Mapper Schanze.

gewisse Entfernung die Anlage der Gebückhecke. (Abb. 8).

Auch die Hohe Straße und der Rennweg oder Rennpfad führen an dieser Felsenkette entlang, von zahlreichen Hügelgräbern begleitet, die das hohe Alter des Weges wie auch das der nach Westen gerichteten Alten Binger Straße und der Mühlstraße bezeugen.

Noch vor Jahrzehnten wurden in Richtung Weißenthurm nach dem Wickersheller Tal zu, beim „Bäckerloch“ und in Richtung Hörkopf Gebücksbäume gesichtet.³¹ Danach ist anzunehmen, dass auch auf der Wasserscheide zwischen den Ernsbachzuflüssen im Norden und den dem Rhein tributären Bachläufen Grundscheid- und Elsterbach im Süden ein Gebück auf der Nordseite des Rennwegs, der als Aktions- oder Operationsbasis gedient haben mag, vorhanden war.

Unstreitig ist das Wiedereinsetzen des Gebücks am Weißenthurm bis zur „Wolfswiese“ oder: „bis zum Merdesborn bei dem Schlag“. Bis zum 2. Weltkrieg standen Gebücksbäume am Hengstküppel, und der steile, nasse Abfall zum Ellmachtal mit der „Schlimmen Kehr“ galt als völlig unwegsam.³²

Den Mühlberg hinab zur ehemaligen Kammerberger Mühle führte die alte Mühlstraße in steilen Hohlwegserpentinien. Mit Karren war dieser abschüssige Weg kaum zu bewältigen, eher mit Tragtieren. Von der Mühle abwärts übernahm ver-

mutlich die Wisper mit ihren schwer übersteigbaren Felsufern um den Sporn mit der Kammerburg herum die Funktion der Landwehr.

Vom Herrnsbach zum „Auslauf“

Vom Herrnsbachtal bis Hof Oders, wo der historische Grenzstein aus Rotsandstein wieder aufgestellt wurde³³, ist die Existenz eines Gebücks nicht erwiesen. Doch soll es bis 1934 beim Schanzenkopf Reste von Gebücksbäumen gegeben haben.³⁴ Die Unzugänglichkeit der Schieferfels-Landschaft wird nun noch betont durch bogige Rippen und Geländekanten aus harten Quarziten und Sandsteinen. Markant ist auch der Steilabfall zum Ranselbach beim Hexiter Kopf. Nicht wegsamer sind Felsrippen zwischen der L 3397 Lorch-Ransel sowie hinab zu Dorf und Friedhof Sauerthal. Um den Burgberg der Sauerburg herum war wegen des tief in den Schiefer eingekerbten Tals (das „Loch“ und der „Weiherwald“ beim ehemaligen Sauerburger Fischweiher) kaum ein Gebück erforderlich, wohl aber beim Sauerberger Hof, wo sich das Tal bis in das Gebiet der „Silbergrube“ wieder stark verflacht. Von hier aus ist das Habertal, dann das Niedertal, wieder tief in die Landschaft eingeschnitten bis zum „Auslauf“ bei der Mündung in den Rhein, wo die „Galgenleien“ aus Schieferfels im Rheinbett noch heute bei niedrigem Rheinspiegel an die „Hochgerichte“ erinnern,

die sich beiderseits der Grenze einst mahnend erhoben.

Die Bezeichnung „Silbergrube“ hat gelegentlich falsche Hoffnungen geweckt. Obwohl in kaum zehn Kilometer Entfernung, am „Silberberg“ bei Assmannshausen, tatsächlich Bleierz mit Silbergehalt gefunden und abgebaut wurde, gibt es bei der Silbergrube bis heute keinen Hinweis auf ein ähnliches Vorkommen.

Möglicherweise rührt der Name von den großen, silberweißen Milchquarzbrocken her, die dort verstreut liegend ins Auge fallen.

Literaturnachweis

- 1 Cursus Provinciae Rhingaviensis ad Rhenum Archidioeceseos Moguntinae. – Mainz 1748–1763.
- 2 Cohausen, A.v.: Das Rheingauer Gebück. – Nass. Annal., 13; Wiesbaden 1874.
- 3 Trautner, A.: Gründlicher Plan und Bericht des Gebückes im Lande Rheingau, wie solches dermalen im Stand ... 1748. Trautner, A.: Gründlicher Plan und Bericht deren Drey Gemarckungen, welche in Beysein hier zu Von Gerichts Wegen ... 1751.
- 4 Scharhag, H. & Schmitt-Tessmann, G.: Die Mühlen im Walluffal. – Beitr. Wallufer Ortsgesch., 3; Niederwalluff 2001.
- 5 Karte vom Herzogthum Nassau von den im Jahr 1819 geschenehen Aufnahmen 1: 20000 Bl. 47 Eltville, 48 Dickschied Amts Langenschwalbach, 49 Caub-Ransel; Wiesbaden 1819.
- 6 Klötzer, W.: Mark und Haingericht im Rheingau. Untersuchungen zur Topographie, Verfassung und Wirtschaft des Rheingauer Landes. 1. Teil: Die Rheingauer Marken. – Nass., Annal., 65; Wiesbaden.
- 7 In Cohausen Anm. 2.
- 8 Zedler, G.: Eine Wanderung längs des „Rheingauer Gebücks“. – Mitt. Ver. nass. Altertumskd. Gesch.-forsch., 15. Jg.; Wiesbaden.
- 9 Stemmler, H.: Der Johannisbrunnen. – Niederwalluff 770 – 1970, Beitr. Ortsgesch.; Niederwalluff 1970.
- 10 Kümmerle, E.: Schleichsand (Oligozän) bei Niederwalluff (Rheingau, Hessen). – Geol. Jb. Hessen, 118; Wiesbaden 1990.
- 11< Michels, F.: Erläuterungen zur Geologischen Karte von Preußen u. benachb. deutschen Ländern. Lfg. 288, Bl. Eltville-Heidenfahrt. 1931.(Nachdr. 1972).
- 12 Struck, W.-H.: Überblick über die Geschichte des Rheingaus. – 75 Jahre Rheingaukreis. Rüdesheim 1962.
- 13 Michel, N.: Der Backofen und das Gebück in Niederwalluff und die damit verbundenen Auswirkungen auf den Ort und die Einwohner. – Beitr. Walluff. Ortsgesch., 2, Niederwalluff 1997.
- 14 Der Rheingaukreis in den Jahren 1869–1890. – Rüdesheim 1893.
- 15 s. Anm. 3.
- 16 In Scharhag & Schmitt-Tessmann. Anm. 4.
- 17 Gradabteilungskarte 1: 25000. Bl.45 Caub, Bl.46 Pressberg, Bl.47 Eltville; 1876–1878.
- 18 In Cohausen, A. Anm. 2 u. Zedler, G. Anm. 8.
- 19 In Cohausen, A. Anm. 2
- 20 Koch, C.: Erläuterungen zur geologischen Specialkarte von Preussen und den Thüringischen Staaten. Gradabtheilung 67, No. 59. Bl. Eltville. – Berlin 1880.
- 21 Reiffenstein, C. T.: Aquarellierte Zeichnung. 1838. – Mus. Städel, Frankfurt a.M.
- 22 Klügel, T.: Geometrie und Kinematik einer variszischen Plattengrenze. Der Südrand des Rhenohercynikums im Taunus. – Geol. Abh. Hessen, 101; Wiesbaden.
- 23 In Cohausen, A. Anm. 2.
- 24 Anderle, H.-J. & Meisl, S.: Geologisch-Mineralogische Exkursion in den Südtanun. Exkursion A 1 am 1.10.1973. – Fortschr. Mineral., 51, Stuttgart 1974.
- 25 In Zedler, G. Anm. 8
- 26 In Michels, F. 1931.
- 27 Goeckel, H.: Der Taunus und die Rheingauer Landwehr. – Hausen v.d.H. 1981. Theis, S. A.: Zur Geschichte der Rheingauer Landwehr. Das Rheingauer Gebück im Hessischen Forstamt Eltville. – Dipl.-Arb. Univ. Göttingen. 1990 Theis, S. A.: Neues vom Rheingauer Gebück. – Heimatbrief Rheingau-Taunus-Kreis, 5. Jg., 4; Rüdesheim 1991.
- 28 Blum, R.: Bericht über geomagnetische und geoelektrische Untersuchungen im Raum Bossenhain. – Hess. Landesamt f. Bodenforsch. 1996. (unveröff.)
- 29 Horn, P., Lippolt, H.-J. & Todt, W.: Kalium-Argon-Altersbestimmungen an tertiären Vulkaniten des Oberrheingrabens. Gesamtgesteinsalter. – Ecl. geol. Helv., 65, Basel 1972.
- 30 In Koch, C. Anm. 20.
- 31 Laub, J. K.: Das Rheingauer Gebück. – Rheingauische Heimatbl., 4/1968, 1/1969, 2/1969, 3/1969, 4/1969, 1/1970, 2/1970, 3/1970, 4/1970, 1/1971; Rüdesheim/Rh.
- 32 In Laub, J. K. Anm. 31.
- 33 Claus, P.: Stein unter Asphalt verborgen. Ältester historischer Grenzstein ausgegraben. – Heimatbr. Rheingau-Taunus-Kreis, 3. Jg., 5; Rüdesheim / Rh. Claus, P.: Die historische Landesgrenze des Rheingaus zu Kurpfalz und Nassau-Weilburg mit ihren Grenzsteinen. – Rheingau-Forum, 3/1996; Geisenheim. Lüstner, G.: Aus dem alten Rheingau. Das Rheingauer Gebück. – Mitt. Vereinigg. ehem. Geisenheimer, 14. Jg., 3; Unna/Hannover 1911. Lüstner, G.: Das Rheingauer Gebück. – Naturdenkm. in Nassau, 2; Wiesbaden. Lüstner, G.: Neue Untersuchungen über den Verlauf der Grenze des Rheingauer Weistums. – Nass. Annal., 58; Wiesbaden 1938.
- 34 Ehrenberg, K.-H., Kupfahl, H.-G. & Kümmerle, E.: Geologische Karte von Hessen 1:25000, Bl. 5913 Presberg, m. Erläuterungen; Wiesbaden 1968.

Der Weinzapf beim blutschwitzenden Heiland in Nothgottes

Ein „Wallfahrtsbüchlein nach Nothgottes“⁴¹ aus dem Jahr 1769 zählt die vielen Prozessionen auf, die im Laufe eines Jahres zu dem in seiner „Noth“ blutschwitzenden Heiland führten, dargestellt in einer kleinen, seit dem Mittelalter dort verehrten Figur von Christus am Ölberg. In der ein-

sam gelegenen Wallfahrtsstätte in dem Waldtal hinter den Vorbergen des Taunus zwischen Rüdesheim und Geisenheim pilgerten nicht nur die Gemeinden des Rheingaus, wobei Geisenheim im Januar selbst bei großer Winterkälte den Anfang machte, sie kamen aus dem gesamten Einzugsge-



Abb. 1: Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars Mainz. Titelblatt des Wallfahrtsbüchleins von 1769.

biet des Rheins, auch von jenseits der kurmainzischen Grenzen: aus den Tälern von Mosel, Ahr, Lahn und Main, von den Höhenorten des Hunsrücks, der Eifel, des Taunus und aus dem Westerwald. Besonders im September um das Fest Mariä Geburt, das Patronatsfest der Kirche, trafen ca. 20 Prozessionen ein, viele auch um den Tag der Kirchweihe, die am Sonntag nach Fronleichnam gefeiert wurde.

Die große Anziehungskraft gerade dieses Kultbildes, stärker noch als die der Pieta, die im benachbarten Marienthal verehrt wurde, hat wohl mit einer Art Identifizierung eigener Ängste und Nöte mit denen des Menschensohnes zu tun und

der Trost- und Hilfeerwartung „kraft seiner Angst und Pein“. Auch die Betreuung der Pilger durch die volkstümlichen Kapuziner, unter denen es beeindruckende Prediger gab, mag mitgewirkt haben.

Die Versorgung der leiblichen Bedürfnisse konnten sie jedoch nicht übernehmen.

Wenn die Wallfahrer in Nothgottes ankamen, hatten sie zum Teil anstrengende Fußmärsche hinter sich, besonders wenn sie nicht einen Teil des Weges hatten zu Schiff zurücklegen können. Und sie waren sicher hungrig und durstig. Es erwartete sie jedoch kein Wirtshaus zum Einkehren, es ging wesentlich um Einkehr in einem anderen Sinn.

Durch die Aufzählung der zahlreichen geschlossenen Prozessionen – neben den einzelnen Pilgern – stellt sich die Frage nach der Versorgung der vielen Menschen. Bei mehreren Prozessionen bemerkt das Wallfahrtsbüchlein zudem, dass sie in Nothgottes übernachteten, namentlich bei den Prozessionen aus Linz, Westum, Kruft, Cues, Klotten und Hochheim. „Sie übernachteten hier.“ Aber wo? Eine Pilgerherberge wie im Mittelalter gab es in Nothgottes nicht mehr². In den ersten Jahrzehnten nach Gründung des Kapuzinerklosters zur Betreuung der Wallfahrt 1620 hatten die Frauen in einem kleinen Haus des unteren Hofraums in der Nacht bleiben können, was aber vom Generaloberen der Kapuziner 1674 verboten worden war, um keine böse Nachrede heraufzubeschwören. So blieb nun die Übernachtung in der Kirche und im Freien in der Sommernacht. Nächtliche Anbetung war allerdings so ungewöhnlich nicht, denkt man zum Beispiel an das in den Pfarrkirchen reihum abgehaltene „Ewige Gebet“, das erst zur Zeit der Nassauischen Regierung auf den Tag begrenzt wurde. Um des „beständigen Betens und Singens nicht müde zu werden“, hatte sich das Wallfahrtsbüchlein um Abwechslung bemüht durch „aufmunternde Vorlesungen“



Abb. 2: Aus dem Anhang des Wallfahrtsbüchleins.

führen. Sie hätten niemals „den schuldigen Accis“ entrichtet, und der Länge der Zeit wegen seien sie schon wirklich dem Gedanken der Immunität verfallen. Mit dem Einsammeln der Akzise – so nannte man die im Inland erhobene indirekte Steuer auf feilgebotene Verbrauchsgegenstände – lasse sich direkt niemand beauftragen, weil dies zu beschwerlich sei und bei 5 % Verdienst auch nicht lohnend; die Kosten für bestellte Akziseerheber würden die Einnahmen übersteigen. Um aber dem Staat zu seiner „Gerechsam“ zu verhelfen, hatte er die Initiative ergriffen und eine Pachtung der Steuer zur Steigerung ausgeschrieben.

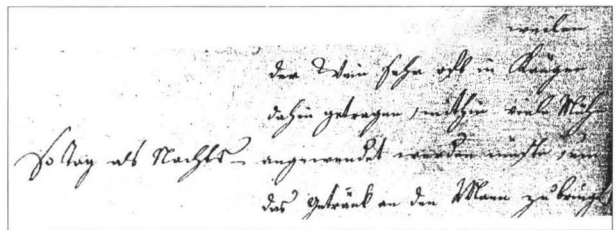
Der Vorschlag passte in das allmählich ausgebildete System der Steuereintreibung. Um jede Einnahmequelle voll auszuschöpfen, hatte man den Einzug der Akzise auf die verschiedenen Verbrauchsgüter jeweils getrennt an Pächter vergeben, so dass deren Eigeninteresse und ihre Beaufsichtigung durch den Staat die Einnahme garantierten⁶. Worauf die Winzer ihre „Immunität“ stützten, wird hier nicht angegeben oder der Erwähnung wert befunden. Das Recht auf akzisefreien Zapf des eigenen Gewächses, das ursprünglich aus dem Rheingauer Markrecht der Bürger herzuleiten war, hatte sich nur der Adel erhalten können. Die Diskussion darüber stand jetzt noch nicht an, sollte aber bald auch offiziell beginnen⁷.

Drei Bürger ließen sich zu der Steigerung der Pacht verlocken. Als erster bot Carl Münch von Rüdesheim 8 Gulden, dann Amen von Eibingen 8 Gulden 30 Kreuzer und Balthasar Barth 8 Gulden 50 Kreuzer. Zwischen Barth und Münch wurde dann die Summe hochgesteigert auf 13 Gulden jährliche Pacht, die an Martini an die Amtskellerei abgeführt werden sollte. Den Zuschlag erhielt Carl Christian Münch, der Hauptmann des bürgerlichen Ausschusses war und damit ohnehin immer wieder in Nothgottes anwesend sein musste.

In den folgenden Jahren steigerte er die Pacht sogar auf 20 Gulden, eine Summe, die man später bei der Vergabe zur Richtschnur machte⁸. Wenn die gewöhnliche Akzise 5 % betrug – so hoch war das Weingeld, das von der Akzise abgelöst worden war –, lässt sich der Wert des Aus-

schanks auf mehr als 400 Gulden errechnen. Da Münch selbst mit den Ausschenkenden Verträge, „Unterakkorde“, schloss und die Ortskundigen auf Schleichwegen in der Nacht ihr Geschäft ohne Abzug zu machen verstanden, ist der Absatz der Winzer doch höher einzuschätzen. Die Wallfahrt hatte damit auch einen wirtschaftlichen Aspekt.

Zehn Jahre später, 1781, musste der Pächter – auch gegenüber den Mitbietenden – unter diesem Gebot zurückbleiben, bewarb sich aber trotzdem bei der Hofkammer um den Zuschlag mit dem Angebot, die Summe von 18 Gulden bei einer auf vier bis sechs Jahre ausgedehnten Pacht zu zahlen; der größere Zeitraum biete die Möglichkeit, einen Ausgleich für geringere Einnahme bei anhaltendem Regenwetter zur Wallfahrtszeit in einem folgenden Jahr zu erwirtschaften. Das niedrigere Gebot und die Verlängerung der Pacht wurden von dem Amtskeller bei der Finanzbehörde befürwor-



tet, „weilen der Wein sehr oft in Krügen dahin getragen, mithin viele Mühe so Tag und Nachts angewendet werden mußte, um das Getränk an den Mann zu bringen.“

Der Amtskeller protegierte immer wieder den Landhauptmann Münch als einen „um das höchste Ärarium verdienten Mann“, wohl nicht nur wegen dessen Tätigkeit in Nothgottes. Der Bittsteller sei der einzige, den er zur Akziseaufsicht mit einigem Verlass bisher habe gebrauchen können und von dem sich mancher von der Versuchung zu „defraudiren“, zum Steuerbetrug, habe abschrecken lassen. Reuter spricht 1784 nur noch von drei bis vier Festtagen, an denen der Zapf veranstaltet werde. Er liege auf den drei Gemeinheiten: Rüdesheim, Geisenheim und Eibingen, „mithin sei die Beifuhr von allen Orten zur Nachtzeit unmöglich abzuschneiden und sehr beschwerlich“. Die Hofkammer sicherte sich dafür nun

„quartaliter“, also vierteljährlich, das Bestandgeld.

Den starken Rückgang bei der Konsumtion seit 1785, dessentwegen der Pächter „die versprochenen Weinschilling“ schließlich nicht bezahlen konnte, verursachte der Staat selbst, und zwar durch die Wallfahrtsverbote im Zuge der Aufklärung, die sowohl Staat wie Kirche erfasst hatte.

Die „Einstellung der Prozession zu Nothgottes seye eine Sache, die bei Verleihung des Akzise nicht vorauszusehen gewesen wäre, dann durch die Curriererische wirklich ergangene Verordnung wegen Abstellung öffentlicher Wallfahrtsgänge seye nicht allein die starke Anzahl der so häufig nach Nothgottes wallenden Currierischen um ein merkliches herabgesunken, sondern mit dem Verbot der aus dem diesseitigen hohen Erzstift dahin üblich gewesenenen Prozession habe sich auch der Zusammenfluss inländischer Walleute schier gänzlich verlohren, wodurch in dortiger Consumption ein solcher beträchtlicher Abstand sich

ergeben, der für den Akzisebeständer gleich einem Wetterschaden zu achten seye ...“

Die 10 Gulden Pacht im Jahr 1789 beweisen, dass der Weinzapf und somit folglich die Prozessionen nicht schlagartig ein Ende fanden. Vom Höhepunkt des Wallfahrtswesens in der Zeit des Barock erfolgte jedoch ein rapider kurzer Abstieg, schon vor dem vollkommenen Aus durch die Säkularisation. Die Verbote von Wallfahrten außerhalb der Gemeindegrenzen waren nur ein Teil der aufklärerischen Kirchen- und Staatspolitik, die das Bedürfnis der Volksfrömmigkeit nach „solennem“ (feierlichen) gottesdienstlichen Veranstaltungen und erfahrbarem Glauben gegenüber dem „Wesentlichen“ zurückstellte.

Das vielfältige Ringen um den Erhalt der Tradition, im Rheingau wie anderwärts⁹, konnte durch die gewaltsame Durchsetzungskraft der kirchlichen und staatlichen Autorität nicht ausgelöscht werden; denn selbst nach der Entfernung der Kult-



Abb. 4: Stahlstich von Toussaint/Jevons 1840, Sammlung Dr. W. Lauter. Kirche und Kloster Nothgottes als Hofgut des Freiherrn von Zwielerlein.

bilder von ihrem angestammten Ort behielten Nothgottes und Marienthal ihre Anziehungskraft: Kronzeuge für Geisenheim ist Peter Josef Blum, der ein halbes Jahrhundert nach der Profanierung, trotz der „Verwüstung“, noch von der „heiligen Stätte“ sprach, die er „als Knabe und Jüngling wie später als Priester und Bischof sehr häufig“ besucht habe¹⁰. Und ohne Unterbrechung führten die Krufter ihre versprochene Wallfahrt weiter, auch vor die verschlossenen Tore des Hofgutes mit der in eine Scheuer verwandelten Kirche. Wein brachte man ihnen dort nicht in Krügen entgegen; „nach dem langen, harten Weg“ konnten sie ihren Durst nur „an dem klaren Bach“ stillen, wie sie in ihrem Wallfahrtsbüchlein festhielten¹¹. Nachdem Nothgottes wieder in kirchlichem Besitz ist, kehrt für sie, die seit mehr als 300 Jahren auch jetzt noch jährlich zum 8. September in Nothgottes eintreffen, das Kultbild aus der Pfarrkirche in Rüdesheim für einen Tag an seinen ursprünglichen Ort zurück. An sicher wohl versteuerten Getränken bietet den Pilgern Rüdesheim eine große Auswahl.

Quellennachweis

- 1 „Wallfahrtsbüchlein nach Nothgottes, zur Bequemlichkeit der Wallfahrer eingerichtet“, Mainz, 1769.
- 2 Vgl. P. Kilian (Provinzarchivar der Kapuziner): „Die Aufhebung der Wallfahrt Nothgottes im Rheingau“, Mainz 1907, S. 63.
- 3 Hauptstaatsarchiv Weisbaden, Abt. 192 Nr. 418, Blatt 1–23. Die Ausführungen beruhen in der Hauptsache auf diesem Faszikel.
- 4 Vgl. Kilian a.a.O. S. 65 f.
- 5 Ebd. S. 21 und 63 ff.
- 6 Vgl. Witte, Barthold: Herrschaft und Land im Rheingau, 1959, S. 203 ff.
- 7 Offizielle Nachforschungen über die Akzisierungsfreiheit des Adels 1788 ff. in: Hauptstaatsarchiv Wiesbaden 108 / 2606.
- 8 Zum Vergleich: Die gesamte Weinakzise betrug 1769 in Geisenheim 54 Gulden 40 Kreuzer; in Rüdesheim 83 Gulden 20 Kreuzer, in Eibingen 6 Gulden. Hauptstaatsarchiv Wiesbaden 108 / 2440.
- 9 Belegbar in mehreren Rheingauer Gemeinden ist auf dem Höhepunkt einschneidender Veränderungen der Widerstand gegen das neue Gesangbuch von 1787. Die Reaktionen in Bayern auf Maßnahmen der Aufklärungspolitik schildert z.B. Rebekka Habermas in „Wallfahrt und Aufruhr“, Campus-Verlag, 1991.
- 10 Brief von Bischof Blum an Baron von Maltitz am 20.9.1855. Diözesanarchiv Limburg 461 / E1.
- 11 Krufter Wallfahrtsbüchlein 1978. (Zur Erinnerung an die 300. Krufter Wallfahrt).

„Villa Sonnenschein“

Kavalier- und/oder Gartenhäuschen?

Bemerkungen zur Restaurierung des sog. „Kavalierhäuschens“ im ehemaligen Klostergarten der Ursulinen in Geisenheim.

Wenn man sich der neuen, im Juli 1997 eingeweihten Sporthalle der St. Ursula-Schule nähert, erregt das außergewöhnliche Ambiente des Eingangs die Aufmerksamkeit: Zwischen zwei kleinen Flachbauten erhebt sich ein weißes, zweigeschossiges Bauwerk mit großen, in rotem Sandstein gefaßten Fenstern. Der Pietät des Schulträgers und dem Hessischen Landesamt für Denkmalpflege ist zu verdanken, daß damit ein wertvolles Rheingauer Kunstdenkmal des 18. Jahrhunderts und eine Örtlichkeit, die in den Anfangsjahren der Schule eine besondere Rolle spielte, im Kern gerettet und harmonisch in die

Schauseite der modernen Sporthalle integriert worden ist.

Wie kommt das sonderbare Bauwerk, das nun den Eingang der Sporthalle ziert, an diese Stelle, und welchem Zweck hat es einmal gedient?

Es war ursprünglich ein quadratischer, zweigeschossiger Massivbau mit flachem Zeltdach, der auf einem ebenfalls quadratischen Sockel errichtet war. Auf der Südseite lag bis zur Höhe des Sockels ein halbrunder, tonnenartiger Vorbau, der mit einer fein gearbeiteten, ebenfalls halbrunden Sandsteinbalustrade bekront war, welche die Einfassung einer kleinen Terrasse bildete. Über zwei Treppen



Abb. 1: Eingang zur Sporthalle der St. Ursula-Schule mit integriertem Gartenhaus (Südseite)

Abb. 2: Das Gartenhäuschen von der Nordseite nach der Auflassung des Klostersgartens im späten Frühjahr 1995



rechts und links konnte man die Terrasse erreichen. Die Bogentür auf der Vorderseite des Vorbaus führte über ein paar Stufen in den etwas tiefer liegenden sog. Obstkeller, wo sich – wie es heißt – „Äpfel und Birnen bis weit in den nächsten Sommer frisch hielten“ (s. Abb. 9 und 10). Von der Terrasse aus gelangte man in den Raum des Untergeschosses, der durch je ein großes, vergittertes Rundbogenfenster auf der West- und Ostseite sein Licht erhielt. Die oberen Bogenteile der beiden Fenster sind jetzt auf der Nord- und Südseite eingefügt. Der Eingang zum Obergeschoß lag – wie

auch heute – auf der rückwärtigen Seite und war auf zwei Außentreppen, die sich noch um die Hausecken herum wanden, zu erreichen. In der Mitte unter den Treppen befand sich eine mit einem Sandsteinbogen eingefasste Grotte, die wechselnden Plastiken als Standort diente. Beide Geschosse bestehen heute jeweils aus nur einem Raum. Der obere hatte ursprünglich acht große Fenster, die den ganz in Weiß gehaltenen Raum mit leichtem Stuckwerk an Decke und Kamin in ein ungemein helles Licht tauchten. Irgendwann hat man sechs Fenster zugemauert und nur die

Abb. 3: Der Licht durchflutete Innenraum des Obergeschosses mit leichtem Stuckwerk an der Decke, sorgfältig eingerichtet von Schülerinnen und Schülern unter Anleitung ihrer Biologielehrerin Dr. Irene Wellhausen



Die Motive der Stuckverzierungen in den vier Ecken.

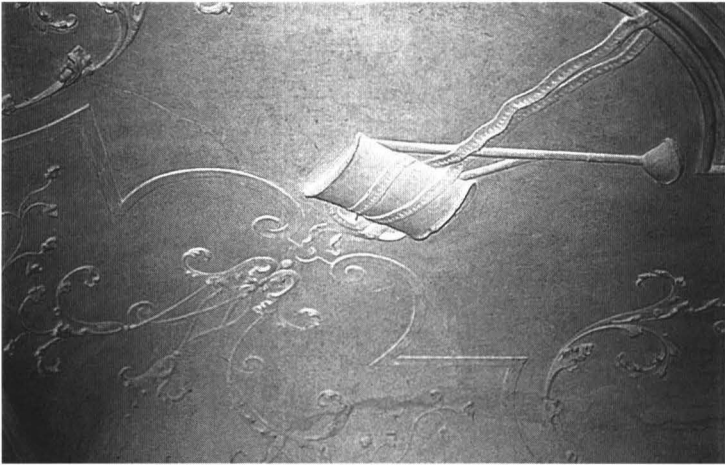


Abb. 4: Gießkanne

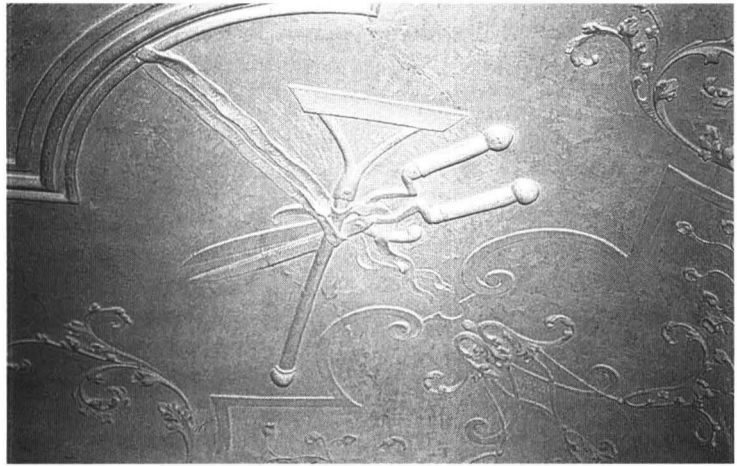


Abb. 5: Rechen und Spaten



Abb. 6: Astsäge, Gartenschnut und Messbrett

Abb. 7: Heckenschere, Richtscheit und Okuliermesser



Fenster auf der Vorderseite belassen. Nun sind bis auf die beiden Fenster auf der Nordseite alle wieder offen, so daß wir heute die ursprüngliche Lichtflut wieder erleben können.

Erbaut wurde das Häuschen um 1730, also in einer Zeit, in der das Anwesen im Besitz des Grafen v. Berlepsch bzw. v. Ostein war. Solche Häuschen heißen auch „Kavalierhäuschen“. Hedwig Witte vermutete, daß sie diese Bezeichnung der Schicklichkeit verdanken, „die es nicht erlaubte, daß junge Männer im Haus selbst übernachteten, wenn Töchter da waren“. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß man dem Verehrer des Töchterleins eigens ein so hübsches Nachtquartier in den Garten gestellt hat, was nicht ausschließt, daß man gelegentlich auch einmal einen Gast, der die letzte Postkutsche verpaßt hatte, hier nächtigen ließ. Vieles spricht dafür, daß es sich in erster und letzter Linie um ein richtiges Gartenhäuschen oder einen Gartenpavillon handelte, der damit zu einer Gruppe von Gebäuden gehört, welche die genannte Autorin für „ein typisches Merkmal Alt-Rheingauer Patrizieranwesen“ hält, „so recht geeignet, um an einem warmen Sommerabend dort seinen Wein zu trinken“.

Betrachtet man das Gebäude als Gartenhaus, so erklärt sich auch die dreigliedrige Raumgestaltung. Unten liegt der relativ dunkle Obstkeller, der nur durch vier lukenartige, schräg nach unten geführte Maueröffnungen indirekt beleuchtet wird, darüber der Geräteraum mit den beiden Bogenfenstern und oben der helle, luftige Aufenthaltsraum.

Bei der jetzigen Restaurierung hat man den Boden zwischen Keller und Geräteraum herausgenommen, so daß heute nur noch zwei Räume vorhanden sind.

Die Motive der Stuckverzierungen an der Decke, die hier erstmals veröffentlicht werden, weisen ebenfalls in diese Richtung: In den Ecken sind Gartengeräte dargestellt: eine Gießkanne, ein Spaten und ein Rechen, eine Astsäge mit Gartenschnur und Messbrett sowie eine Heckenschere mit Richtscheit und Okuliermesser, an den vier Längsseiten Blumen- und Fruchtekörbchen, jeweils links und rechts begleitet von Flügel schlagenden Vögeln. Den Kamin ziert eine ornamental

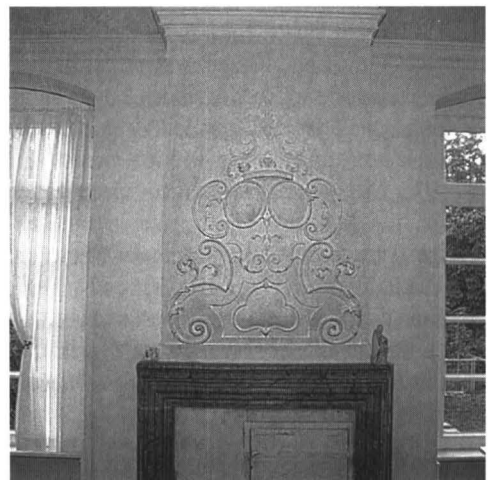


Abb. 8: Wappenkartusche über dem Kamin

Die Innenrestaurierung der „Villa Sonnenschein“

Dass die Innenrenovierung des Rokoko-Gartenhäuschens in Angriff genommen und in den beiden Jahren 1999 und 2000 zu einem guten Abschluss gebracht werden konnte, ist der Beharrlichkeit und dem persönlichen Einsatz der Biologielehrerin Dr. Irene Wellhausen zu danken.

Sie erwirkte von der Schulleitung und vom Schulträger die Erlaubnis, das Gebäude als Fach- und Unterrichtsraum für Biologie zu nutzen und konnte ihren Biologie-Kurs der Jahrgangsstufe 12 gewinnen und dazu begeistern, in der Projektwoche 1999 und später noch in vielen freiwillig geleisteten Stunden die Innenrenovierung so zu sagen als Selbsthilfeaktion durchzuführen; denn das ganze Unternehmen sollte möglichst nichts kosten. Ermunterung, Beratung und finanzielle Unterstützung kamen vom Hessischen Landesamt für Denkmalpflege in Wiesbaden-Biebrich. Fachliche Anleitung und tatkräftige Hilfe erfuhr die Gruppe durch den Stuckateurmeister und Restaurator Klaus Weidner aus Hattenheim, der auch Spezialwerkzeuge und ein fahrbares Gerüst zur Verfügung stellte. Nach einer Einführung in die handwerklichen Techniken stand der Restaurator dann manche Stunde mit den jungen Hilfskräften, die sich in kurzer Zeit zu engagierten „Fachleuten“ entwickelten, auf dem Gerüst.

Der Originalstuck bestand aus einem zarten beige-rosa Material. Er ist später zuerst hellbeige, dann dunkelbeige, dann in der Fläche rot, in den Rahmungen blau eingefärbt und schließlich mit dicker, weißer Dispersionsfarbe überstrichen worden mit der Folge, dass alle strukturellen Feinheiten verwischt wurden und nicht mehr sichtbar waren.

Diese Farbschichten mussten zunächst mit Wasser abgewaschen und mit verschiedenen sti-

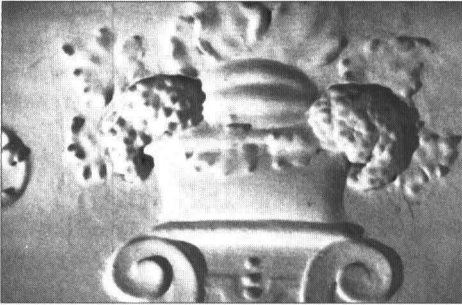
chel- und spatelartigen Werkzeugen beseitigt werden, bis die feineren Strukturen, wie das Weidegeflecht der Blumen- und Fruchtekorbchen, die Federn der Vögel und die Plastizität der Gartengeräte sowie des Rankenwerks wieder hervortraten.



Schülerinnen und (ein) Schüler beim Abwaschen der Farbschichten

Auch umfangreiche Reparaturen waren nötig: Da die Stuckdecke an einer Holzkonstruktion aufgehängt ist, die seit 270 Jahren mit dem wechselnden Klima der Jahreszeiten arbeitet, waren quer über die Decke und durch den Stuck tiefe Risse entstanden und Teile der Stuckaturen abgebrochen. Die Risse wurden mit Gipsmörtel ausgebessert und sind jetzt fast ganz verschwunden. Fehlende Früchte und mehrere Vogelköpfe mussten nachgestaltet und eingefügt sowie Wasserschäden beseitigt werden, so dass die Stuckmotive heute wieder im Originalzustand und in der ursprünglichen zarten Farbe zu sehen sind.

Auch die Frage nach dem Schöpfer dieses Kunstwerks wurde während der Restaurierungsarbeiten aufgeworfen. Während die künstlerische Gestaltung dem Umkreis von C. M. Pozzi zugeschrieben wird, haben Vergleiche mit dem Stuck mehrerer süddeutscher Schlösser des Barock und Rokoko, insbesondere mit einigen Räumen des Schlosses Schwetzingen, eine große Ähnlichkeit



Traubenkörbchen vor ...

in der Ornamentik des Rankenwerks erbracht, so dass man vielleicht einen schwäbischen Meister, der in italienischer Tradition arbeitete, als Schöpfer vermuten darf. Diesen kunsthistorischen Vergleichen geht Irene Wellhausen z. Zt. weiter nach



... und nach der Restaurierung

und wird ihre Ergebnisse in einer ausführlichen Abhandlung vorstellen.

(Quelle: Bernd Wellhausen: *Villa Sonnenschein*. In: *Schulbericht der St. Ursula-Schule 1999/2000*, S. 31–34)

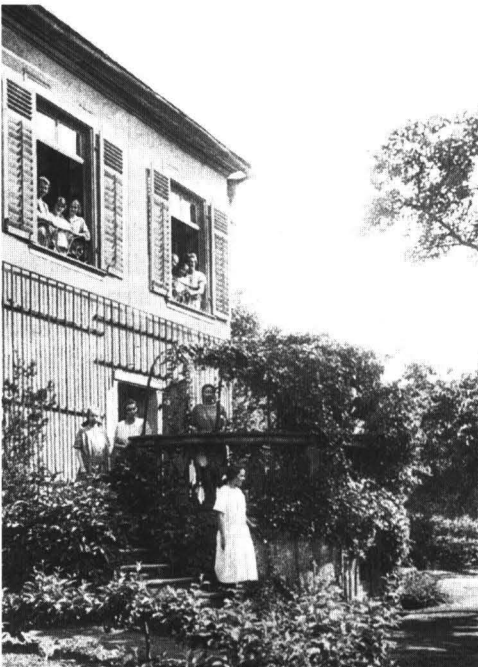


Abb. 9: Das Gartenhäuschen als „Villa Sonnenschein“ (um 1904). Gut erkennbar der tonnenartige Vorbau auf der Südseite mit Terrasse und halbrunder Sandsteinbalustrade. Über zwei Treppen rechts und links waren Terrasse und Eingang zu erreichen.

verzierte Kartusche mit drei blinden Wappenschilden und einer Laubkrone.

Als Schöpfer der Stuckarbeiten gilt nach derzeitigem Forschungsstand der im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts vielbeschäftigte Stuckateur Carlo Maria Pozzi, der in Mainz am kurfürstlichen Residenzschloss und am Schloss Biebrich tätig gewesen ist. 1720/21 ist er sogar bei der Ausgestaltung der Innenräume des Schlosses Johannisberg nachweisbar. Er erscheint hier in den Rechnungen als „Herr Stocator Bozy“ oder „Bozzi“.

Neben diesem Gartenhaus gibt es im Rheingau noch ein zweites, nämlich im Prälatengarten des Klosters Eberbach, welches als „Gartenhaus des Abtes“ gilt. Es ist in den Ausmaßen vergleichbar, ebenfalls ein quadratischer Bau, aber mit einem hohen, massiven Sockelgeschoß, worauf sich ein Fachwerkobergeschoß mit geschweiftem, verschiefertem Kieldach erhebt. Zwischen Pfosten und Fenstern leuchten Gefache in Ovalformen. Im Feld unter dem Mittelfenster befindet sich eine gemalte Wappenkartusche des Abtes Michael Schnock aus Kiedrich mit der Jahreszahl 1722.

Und nun wäre noch zu erzählen, wie die Ursulinen das Gartenhaus nutzten und wie es zu seinem Beinamen „Villa Sonnenschein“ kam:



Abb. 10: Drei Generationen Ursulinen-Schülerinnen (1994) auf dem im Zuge der Restaurierung beseitigten Vorbau. Die Bogentüre führte in den Obstkeller.

Im Oktober 1893 erwarben die Frankfurter Ursulinen den altehrwürdigen Kronberger Hof nebst Garten, um hier ein neues Kloster und eine höhere Mädchenschule mit Pensionat zu gründen. Als die ersten vier Schwestern im April des darauffolgenden Jahres die Schule eröffneten, diente zunächst ein alte Scheune, die sich noch auf dem Hofgelände befand, dem „Institut St. Joseph“ als Schulhaus. Im oberen Stockwerk des Gartenhauses, das damals vor einem Weinberg lag und selbst von einem prächtigen Weinstock umrankt war, richteten sie ein Kapellchen, oder besser, ein „Betzimmer“ ein. Darin standen ein alter Altartisch, einige alte Betstühle und ein kleines, altersschwaches Kommunionbänkchen, lauter Mitbringsel aus Frankfurt. Hier beichteten die Schwestern wöchentlich bei dem damaligen Pfarrer (Dr. Ludwig) aus Johannisberg hinter einer Spanischen Wand, „um ungenierter zu sein“. Dieser Zustand währte allerdings nur ein Jahr, dann wurde ein größerer Raum im Parterre des Kronberger Hofes zur neuen Kapelle.

Da die Zahl der Pensionärinnen rasch anstieg und trotz des Neubaus von 1904 (des heutigen „Altbau“) immer wieder Platzmangel herrschte, richtete man das schöne Obergeschoß des Gartenhauses als Klassenzimmer für die größeren Mädchen ein. Und weil man sich hier offenbar so richtig wohl fühlte, hieß das Gartenhaus bald allgemein „Villa Sonnenschein“.

1935 wurde der untere Raum, der bis dahin nur zur Aufbewahrung von Gartengeräten und Obst gedient hatte, einer gründlichen Modernisierung unterzogen. Um auch diesen Raum an kalten Tagen heizen zu können, mußte ein zweiter Schornstein an der östlichen Außenmauer aufgeführt werden; denn der Schornstein in der Dachmitte war nur für das Obergeschoß bestimmt. Auch eine Leitung für elektrisches Licht wurde damals gelegt (s. Abb. 2).

Nach dem Krieg diente „Villa Sonnenschein“ einigen Schwestern als kleiner Schlafsaal. Aber dann ging der untere Raum allmählich doch wieder in eine gärtnerische Nutzung über, und sogar zwei Treibhäuser wurden neben dem Gartenhaus erbaut. Immer wieder waren die vielen Treppen und die Balustrade der Terrasse geschätzte Kulissen für Gruppenfotos.

Quellen:

- Klosterchronik (Archiv des Ursulinenklosters Geisenheim)
- Max Herchenröder, Die Kunstdenkmäler des Landes Hessen: Der Rheingaukreis, 1965, S. 109 u. 162
- Hedwig Witte, Zeugen alter Zeit: Saalett und Kavalierhäuschen. In: Wiesb. Kurier 26.9.1971
- Wolf-Heino Struck, Johannisberg im Rheingau, 1977, S. 216

Jakob Wolz (1900–1990), ein banatschwäbischer Lehrer im Rheingau

Als der frisch gebackene Lehrer Jakob Wolz am 1.2.1919 seine erste Hilfslehrerstelle im gerade Serbien zugeschlagenen Banater Dorf Heufeld antrat, hätte er sich wohl nicht träumen lassen, dass er 17 Jahre später an der Volksschule Geisenheim als sogenannter Flüchtlingslehrer unterrichten würde.

Jakob Wolz wurde am 22.5.1900 in der Kleinstadt Großsanktnikolaus (Nagyszentmiklós, Sân-nicolau Mare), die damals in der östlichen Reichshälfte der K. u. K.-Monarchie, also im ungarischen Reichsteil, lag, als Sohn von Kleinhäuslern (Kleinbauern, die oft im Tagelohn arbeiteten) geboren. Die Familie war um 1770 aus der Rheinpfalz in das Temescher Banat ausgewandert.

In Großsanktnikolaus, bekannt als Geburtsort Belá Bartóks, lebten um das Jahr 1920 rund 14.000 Einwohner, darunter 4000 Deutsche, 6000 Rumänen, je 1000 Ungarn und Serben, sowie etwa 2000 Juden, Bulgaren und Zigeuner, also das, was man heute wohl eine multikulturelle Gesellschaft nennen würde. Übertagt wird das Städtchen durch das 1866 errichtete Schloss Nakó, einen ungarischen Magnatensitz. Die Grafen Nakó hatten dort auch 1779 eine landwirtschaftliche Elementarschule errichtet, die vorwiegend von Waisen und Söhnen armer Bauern besucht wurde.

In Großsanktnikolaus besuchte Jakob Wolz 4 Jahre die Knabenvolksschule und weitere 4 Jahre die Bürgerschule (Mittelschule). Die Unterrichtssprache war ungarisch, eine Folge der von den Ungarn am Ende des 19. Jahrhunderts forcierten Madjarisierungspolitik, die die nicht-ungarischen Bevölkerungsteile zwangsweise zum Ungartum bekehren wollte. Deutsch wurde in der Schule nur wöchentlich 3–4 Stunden unterrichtet. Ein Höhe-

punkt der Madjarisierungsbemühungen wurde im Jahre 1917 mit dem Apponyischen Schulgesetz erreicht. Infolge dieses Gesetzes wurden 9/10 der deutschsprachigen Schüler in Ungarn in ungarischer Sprache unterrichtet.

Nach bestandener Mittelschulprüfung absolvierte Jakob Wolz 1914–18 die Lehrerbildungsanstalt in Temeswar. Sein Lehrerexamen legte er am 18.3.1918 für deutsche und ungarische Volksschulen ab.

Der erste Weltkrieg zerstörte nicht nur die alte Welt der K. u. K.-Monarchie, sondern zerriss auch das Banat 1919 in drei Teile: einen ungarischen, einen serbischen und einen rumänischen. Großsanktnikolaus gehörte jetzt zur Republik Rumänien, ebenfalls Temeswar.

Jakob Wolz leistete vom 15.3.1918 bis zum 1.4.1919 noch seinen Militärdienst in der K. u. K.-Armee ab. In Karlsburg (Alba Julia), das in Siebenbürgen liegt, besuchte er die Reserve-Offiziersschule in deutscher Sprache.

Nach seiner Militärzeit trat er 1919 seine erste Lehrerstelle an. In Heufeld unterrichtete er bis zum 20.6.1920. Durch königlich-rumänisches Dekret wurde er am 1.9.1920 an die staatliche deutsche Volksschule in Neu-Paulisch versetzt; später wurde er dort auch Schulleiter (rumänisch: Lehrer dritten Grades, deutsch: Hauptlehrer). Das Schulhaus und die Lehrerwohnung dort erbaute er 1924 mit eigenen Händen.

Die Gemeinde Paulisch liegt einige Kilometer östlich von Arad, im Tal der Marosch. Mit ihren Rebhängen erinnert sie in vielem an eine Moselgemeinde. Hier wurde u. a. auch der Rheinriesling angebaut. In einem rumänischen Reiseführer heißt es treffend: „Die Ortschaft ist auch

ihrer Weine wegen berühmt und gehört zur Arader Weinbaugegend.“ So ist es nicht verwunderlich, dass auch Lehrer Wolz zum Weinbauern mit ausgedehnten Weinbergen wurde. Anleitung zu seinen Arbeiten in Weinberg und Keller erfuhr er dabei durch das 1925 in Hermannstadt (Sibiu) in 3. Auflage erschienene Buch „Der praktische Weinbauer“ von Martin Ambrosi junior. Außerdem hatte er in den 30er Jahren schon einen Kursus für Weinbau an der Lehr- und Forschungsanstalt Geisenheim besucht und dabei den Pflanzenphysiologen Prof. Schanderl näher kennen gelernt. Auf die Lehr- und Forschungsanstalt Geisenheim war Wolz durch seinen rumänien-deutschen Freund Kaufmann aufmerksam geworden, der dort 1910/11 studiert hatte.

Als Jakob Wolz in Paulisch seinen Schuldienst antrat, lebten dort etwa 2400 Einwohner, ca. 800 Deutsche und 1600 Rumänen. Obwohl 1921/22 eine verschärfte Rumänisierungspolitik einsetzte, war die Unterrichtssprache Deutsch, dazu wurden einige Stunden Rumänisch als Staatssprache gegeben.

Wie damals üblich und bei einem katholischen Donauschwaben nicht anders zu erwarten, versah Jakob Wolz mit seinem Dienstantritt auch die Aufgabe eines Kantors und Organisten in Neu- und Alt-Paulisch. Um seine Kenntnisse auf diesem Gebiet unter Beweis zu stellen, machte er am 28.1.1928 sein Kirchenmusik-Examen an der Lehrerbildungsanstalt, die in das berühmte deutsche und katholische Schulzentrum Banatia in Temeswar integriert war. Geprüft wurde für das Examen an der berühmten Barockorgel des Temeswarer Domes. Die im Herbst 1926 eröffnete Banatia sollte für eine ganze Generation Banater Schwaben zum zentralen Bildungsort werden. Ihr prägender Einfluss ist bis heute noch unter den banatschwäbischen Intellektuellen zu spüren.

Hatte Jakob Wolz begabte Kinder an der Volksschule Paulisch entsprechend gefördert, konnten sie zur 1920 in Neu-Arad gegründeten deutschen Mittelschule wechseln, wo bis 1945 durchschnittlich jeweils 160 Schüler in 4 Klassen unterrichtet wurden. Andere Kinder besuchten die Oberschule an der Banatia.

Ab 1935 machte sich auch unter den Banater Schwaben der nationalsozialistische Einfluss bemerkbar. Rumänien trat am 22. November 1940

an der Seite Hitler-Deutschlands in den Krieg gegen die Sowjetunion ein. Jakob Wolz wurde als Reserveleutnant zur rumänischen Armee eingezogen und absolvierte dort 1939–1943 jährlich jeweils für 3–6 Monate seinen Militärdienst. Als die sowjetischen Truppen ihren Vormarsch auf Rumänien fortsetzten, kam es am 23. August 1944 in Bukarest zu einem Aufstand gegen die pro-deutsche Antonescu-Diktatur. Die deutschen Staatsbürger wurden zwar nicht aus Rumänien vertrieben, nicht wenige verließen aber trotzdem mit den sich zurückziehenden deutschen Truppen das Land.

Bis 1944 unterrichtete Jakob Wolz in Neu-Paulisch. Im September wurde auch seine Heimat zum Kampfgebiet; er und seine Familie wurden nach Ungarn, später nach Österreich evakuiert. Sie waren zu Flüchtlingen geworden.

Weil er wünschte, dass seine Kinder an der Lehr- und Forschungsanstalt Geisenheim ihre Wein- und Obstbaustudien aufnehmen konnten, ließ er sich am 15.5.1946 von Salzweg bei Passau an die Volksschule Geisenheim versetzen.

Am Ende seines Lebenslaufs schreibt Jakob Wolz 1947: „Da wir Kriegsevakuirte sind – und nicht Ausgewiesene – besteht die Hoffnung, dass wir wieder in die alte Heimat zurückkehren können“. Tatsächlich sollte sich diese Hoffnung erfüllen: Am 2. Juli 1947 konnte Jakob Wolz von Passau aus seine Rückkehr nach Rumänien antreten. Bis er 70 Jahre alt wurde, unterrichtete er dann wieder an „seiner“ Schule in Paulisch.

Der Geisenheimer Rektor Mies schrieb 1947 über ihn in der Geisenheimer Schulchronik: „Wir vermissen in ihm einen bewährten, tüchtigen und fleißigen Lehrer.“ Fürwahr ein schönes Kompliment für einen Lehrer!

Literatur und benutzte Quellen:

1. Mündliche Auskunft von Herrn Siegfried Wolz am 6. 2. 2001
2. Wolz, Jakob: Handgeschriebener Lebenslauf. In: Chronik der Volksschule Geisenheim, Bd 2
3. Das Banat und die Banater Schwaben Bd 4: Schule und andere Einrichtungen. Herausgegeben von der Landsmannschaft der Banater Schwaben. Marquartstein 1991
4. Glück, Eugen u. a.: Arad, Reiseführer durch den Kreis. Bukarest 1979
5. Hügel, Kaspar: Das Banater deutsche Schulwesen in Rumänien 1918 bis 1944. München 1968
6. Trăpecea, Theodor: Timis. Reiseführer durch den Kreis. Bukarest 1979

Zur Geschichte der Frankfurter Hildegardis-Glocke

In der Mainmetropole gibt es zahlreiche Hinweise auf Hildegard von Bingen.¹ So ist zum Beispiel an der konvex gestalteten Fassade der Allerheiligenkirche, Thüringer Straße, dem Zoologischen Garten gegenüber, Hildegard in einer Reihe von Tiefreliefs dargestellt, „die monumental alle Heiligen vertreten.“² Ihr Bildnis befindet sich zwischen Kaiser Heinrich II. und Bonifatius. Dieser ist Patron der im Stadtteil Sachsenhausen gelegenen katholischen Pfarrkirche gleichen Namens, in deren Turm seit 1947 eine Hildegardis-Glocke hängt. Der gebürtigen Frankfurterin, Sr. Fides Brücklmayer OSB, Abtei St. Hildegard, Rüdeshheim-Eibingen, verdankt der Verf. diese Mitteilung und ergänzende Information.

Zunächst etwas über das erste Geläut der St. Bonifatiuskirche. Fünf Glocken wurden Ende Juni 1927 in Apolda, Thüringen, durch das Unternehmen Gebr. Ulrich gegossen. Die kleinste, die Angelusglocke, mit einem Durchmesser von 83 cm, wog 345 kg.³ Am 17. Juli 1927 nahm Stadtpfarrer Msgr. Dr. Herr die Glockenweihe vor. Drei Wochen danach, dem 7. August, konsekrierte der aus Eltville am Rhein stammende Limburger Bischof Augustinus Kilian die neuerbaute Bonifatiuskirche. Von nun an läutete die Angelusglocke morgens, mittags und abends zu festgesetzten Zeiten.

Die aus Bronze bestehenden Glocken wurden, mit Ausnahme der Angelusglocke, im März 1942 auf Anordnung der Regierung für Rüstungszwecke beschlagnahmt und aus dem Turm entfernt. Noch in der Glockenstube hat man sie mit wuchtigen Hammerschlägen zertrümmert, die Metallstücke auf die Straße hinabgeworfen und zum

Einschmelzen weggefahren.⁴ Der Pfarrer, Dr. Alfred Gollasch, hatte persönlich unter dem Regime zu leiden.⁵ Er wirkte seit dem 1. Mai 1940 an der Kirche St. Bonifatius.

Nach dem Kriege, bald zu Beginn des Jahres 1947, wurde ein neues Geläut – nunmehr aus Hartgußstahl – bei der Gießhütte Schilling und Lottermann, wiederum in Apolda, in Auftrag gegeben.⁶ Diese Glocken weihte Dr. Gollasch. Aus Gründen der Klangharmonie war es erforderlich geworden, die Angelusglocke durch eine aus Stahl zu ersetzen. „Seit dieser Zeit trägt die Glocke den Namen der hl. Hildegard. Leider gibt es aber dazu keine schriftlichen Darlegungen.“⁷ Das Gewicht beträgt jetzt 420 kg. Bis zu welchem Zeitpunkt die der hl. Hildegard geweihte Angelusglocke die Gläubigen zum Beten des Angelus Domini (Engel des Herrn) einlud, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Das Glockengeläute der St. Bonifatiuskirche ist mit dem zweier benachbarter evangelischer Gemeinden abgestimmt: der Lukaskirche und der Kirche der Ostergemeinde.

Das eine oder andere im Leben von Dr. Alfred Gollasch förderte wohl sein Interesse für Hildegard von Bingen. Geboren am 18. August 1897 zu Frankfurt am Main-Griesheim, erfolgte die Priesterweihe am 30. April 1922. Nach Stationen in Rom und der Erfüllung verschiedener priesterlicher Aufgaben, war er vom 1. Juli 1927 bis zum Tode des Bischofs am 30. Oktober 1930, Bischöflicher Sekretär. In dieser Eigenschaft begleitete er Augustinus Kilian auf dessen Firmungs- und Visitationsreisen durch das Bistum.

Der Bischof stiftete, gemeinsam mit Abt Ildelfons Herwegen von Maria Laach, 1929 den Hilde-

gardis-Schrein für die Pfarrkirche zu Eibingen. Die Reliquien waren hierzu in der Abtei St. Hildegard neu gefaßt worden. Ein in lateinischer Sprache verfaßtes Protokoll vom 12. September 1929 nimmt u.a. Bezug auf die Neuversiegelung.⁸ Sieben Personen haben es beglaubigt. Zunächst unterzeichnete die erste Äbtissin der Abtei St. Hildegard, Regintrudis Sauter, dann die Priorin Scholastica de Oer. Es folgten Sr. Benedicta Huschke, Sr. Gertrudis Probst, Heinrich Weil, Pfarrer von Eibingen, P. Petrus Wintrath, Spiritual der Abtei, und der Bischöfliche Sekretär, Dr. Alfred Gollasch. In seinem Begleitschreiben an das Bischöfliche Ordinariat vom 13. September 1929 empfahl er, von diesem Dokument drei Abschriften anfertigen zu lassen und je ein Exemplar im Pfarrarchiv von Eibingen, dem Archiv der Abtei St. Hildegard und im Diözesanarchiv Limburg zu hinterlegen.⁹

Mit Schreiben vom 2. Mai 1931 an das Bischöfliche Ordinariat bat der Ortspfarrer Heinrich Weil, für die Versiegelung zweier weiterer Hildegard-Reliquien „Herrn Domvikar Dr. Gollasch damit zu beauftragen, da er auch die Versiegelung der anderen Reliquien vorgenommen hat.“¹⁰ Durch die Verbindung zu Bischof Augustinus Kilian, zur Abtei St. Hildegard und zum Pfarrer von Eibingen, lag es für Dr. Gollasch offensichtlich nahe, die Angelusglocke der hl. Hildegard zu weihen, zumal Engel in ihrem Werk eine bedeutsame Rolle spielen.

Schwester Maria Assumpta Hönnmann, Benediktinerin der Abtei St. Hildegard und auch aus Frankfurt, weiß um eine mündlich tradierte Nach-

richt, nämlich dem Gedankenaustausch zwischen Sr. Maura Böckeler OSB, der Übersetzerin von Hildegards Buch „Scivias“ und Dr. Alfred Gollasch, der am 12. März 1958 nach schwerer Krankheit als Pfarrer von St. Bonifatius starb.

Seit der Benennung der Hildegardis-Glocke ist mittlerweile mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. So war es für den Verf. des vorliegenden Beitrags ein Erlebnis besonderer Art, am 21. Juli 1999 in Begleitung des Küsters zur Glockenstube hinaufzusteigen,¹¹ um dort die besagte Glocke in Augenschein nehmen zu können. Viele Treppen waren zu gehen, die zusehends schmaler und steiler wurden. Über einen Laufsteg kam man zu einer Wendeltreppe und erreichte schließlich die geräumige, helle Glockenstube. Über mir, im eisernen Traggerüst, war sie also, die Frankfurter Hildegardis-Glocke! Die Höhe der Aufhängung ermöglichte jedoch nicht, sie aus unmittelbarer Nähe zu betrachten.

Anmerkungen

¹ W. Lauter: Sankt Hildegard und Frankfurt am Main, in: Hildegard von Bingen 1179-1979. Festschrift zum 800. Todestag der Heiligen. Hrsg. von Anton Ph. Brück. Mainz 1979, S. 413-419. [Unv. Nachdr. der Festschr., Mainz 1998.]

² H. Schnell: Allerheiligen-Kirche, Frankfurt. Kunstführer Nr. 758. München und Zürich: Schnell & Steiner. Erste Aufl. 1962, S. 12. Abb. der Reliefs S. 4f.

³ Blätter der Erinnerung an die Weihe der St. Bonifatius Jubiläums- und Gedächtniskirche zu Frankfurt a.M.-Süd. Hrsg.: Pfarrgemeinde Sankt Bonifatius, Frankfurt-M.-Sachsenhausen: 1927, S. 38. Abb. der Glocken im Bildanhang.

⁴ 1927/1987. 60 Jahre St. Bonifatiuskirche Frankfurt a.M.-Sachsenhausen. Hrsg. Pfarrgemeinde St. Bonifatius, Frankfurt am Main 1987. 36 S. Siehe S. 15.

⁵ Von Hehl, Köster, Stenz-Maur und Zimmermann (Bearb.): Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung. Bd. I. – 3. wesentliche veränderte und erw. Aufl. Paderborn, München, Wien, Zürich 1996, S. 827.

⁶ 1927/1987, 60 Jahre St. Bonifatiuskirche, a.a.O., S. 22. Siehe auch: M. Th. Kloft: St. Bonifatius, Frankfurt, 2. völlig Neubearb. Aufl. Regensburg: Schnell & Steiner 1997, S. 6.

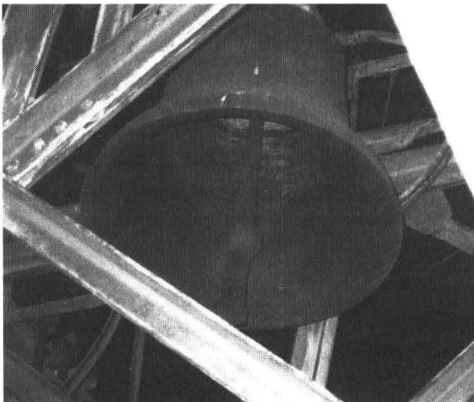
⁷ Katholische Pfarrgemeinde St. Bonifatius Frankfurt-Sachsenhausen. Brief von Pfarrer R. Weil, 21.07.1995.

⁸ Frau M. Wagner besten Dank für Fotokopien aus dem Bestand des Diözesanarchivs Limburg, Sign. 262 B/1.

⁹ Diözesanarchiv Limburg, Sign. wie zu Anm. 8.

¹⁰ Diözesanarchiv Limburg, Sign. wie zu Anm. 8.

¹¹ Herrn Grams sei für diese Gefälligkeit gedankt.



Aufnahme des Verfassers

Die Rinderpest im Rheingau „Notizen aus dem Stadtarchiv Rüdesheim“

Am 8. Oktober 1877 kaufte der Geisenheimer Viehhändler Nathan Strauß in Mainz-Bischofsheim zwei Kühe, welche mit einem größeren Viehimport aus Ungarn per Eisenbahn eingeführt worden waren. Die Tiere zählten zur podolischen Rasse, die in großen Herden auf der ungarischen Steppe gezüchtet wurde. Strauß verkaufte eine Kuh noch am gleichen Tage an den Landwirt Sohns in Geisenheim, das andere Tier an einen Landwirt in Eibingen.

Schon 2 Tage später erkrankte das Tier des Landwirts Sohns und mußte notgeschlachtet werden. Der Rüdesheimer Bezirks-Tierarzt a.D. Dr. Lauter stellte bei der Untersuchung des Kadavers fest, daß das Tier an der Rinderpest verendet war. Diese Seuche, auch „Löserdürre“, „Rinderstaupe“ oder „Übergalle“ genannt, grassierte vor allem bei den halbwilden Rinderherden in Osteuropa und Asien. Da sie durch Viren übertragen wird, verbreitet sie sich sehr rasch bei Rindern, Ziegen und Schafen und nimmt verheerende Ausmaße an. Die Tiere erkrankten schon nach 3 Tagen mit hohem Fieber, Ausfluß aus Nase und Maul und verenden schon nach 4-7 Tagen. Da in der Geisenheimer Altstadt die Viehställe dicht beieinander lagen, griff die Rinderpest bis zum 17. Oktober auf 13 Gehöfte über und befiel 41 Kühe und 7 Ziegen.

Dr. Lauter verständigte den amtierenden Bezirks-Tierarzt Dr. Dietrich, der schon am 14. Oktober 1877 bei den Behörden Alarm schlug und durch den Landrat Fonck eine Gemarkungssperre über Geisenheim verhängen ließ. Die Geisenheimer Feuerwehr besetzte alle Geisenheimer Ortseingänge, sodaß niemand Geisenheim betreten noch verlassen durfte. Auch innerhalb des Ortes wurden 5 Bezirke abgeteilt, damit die Seuche nicht

auf andere Stadtteile übergreifen könne. Da die Feuerwehrleute diese strenge Bewachung nicht rund um die Uhr durchführen konnten, ließ die Regierung ein Bataillon des Hessischen Füsilieregiments Nr. 80 mit 1 Offizier, 5 Unteroffizieren, 45 Gefreiten und Füsiliern nach Geisenheim abkommandieren.

Trotz dieser strengen Quarantäne griff die Rinderpest rasch auch auf Eibingen über, zumal es ja auch hier eine aus Ungarn stammenden Kuh gab. Nun wurde die Seuche zur Regierungssache. Die zuständigen Regierungsbeamten wurden vom Reichskanzler-Amt von Berlin nach Wiesbaden beordert und dehnten die Verkehrsbeschränkungen auf die benachbarten Ämter aus, sodaß u.a. der traditionelle Hochheimer Markt abgesagt werden mußte.

Da für die Bekämpfung der Seuche keine Medikamente bekannt waren, mußten vorbeugend sämtliche Bestände na Rindern, Ziegen und Schafen getötet werden. In Geisenheim fielen dabei 123 Rinder, 2 Schafe und 37 Ziegen zum Opfer, obgleich 33 Geisenheimer Landwirte gegen die Tötung von 90 scheinbar gesunden Tieren protestiert hatten. Lediglich im westlichen Stadtbereich blieben 148 Kühe am Leben.

Schlimmer erging es den 700 Einwohnern in Eibingen, die völlig von der Umwelt abgeschnitten wurden. Lt. Verordnung vom 30.10.1877 wurden hier Schule, Gottesdienst und alle Gasthäuser geschlossen. An den Ortseingängen waren Wachhäuschen aufgestellt, sodaß niemand den Ort betreten oder verlassen konnte. Die Versorgung mit Lebensmitteln war gefährdet und die umliegenden Gemeinden sammelten große Mengen von Lebensmitteln, die an der Eibinger Ortsgrenze über-

geben wurden. In den 50 Gehöften Eibingens wurde der gesamte Viehbestand mit 81 Rindern, 105 Ziegen und 3 Schafen getötet und auf einem Acker in der Gewann Leidack verscharrt. Lediglich 9 Rinder, die nach sorgfältiger Beschau als seuchenfrei galten, wurden zum Verzehr freigegeben und unter die Bevölkerung verteilt.

Um diese Arbeit zu bewältigen, wurden nochmals 200 Soldaten abkommandiert, darunter 60 Pioniere, welche große Gruben aushoben, um die Tierkadaver zu verscharren. Zum Transport waren nur Pferdefuhrwerke zugelassen, da Pferde gegen die Seuche immun waren. Aber nicht nur die Tiere selbst waren zu beseitigen, sondern auch alle Vorräte an Heu und Stroh, selbst in den Weinkellern die Strohhusen, die zum Verpacken der Weinflaschen dienten, wurden aufs freie Feld geschafft und von den Pionieren verbrannt. Auch sämtliche Dunggruben waren zu entleeren und auf dem Schindanger zu verscharren.

Ein besonderes Problem ergab sich für Eibingen und Geisenheim durch die anstehende Weinlese, die bei der fortgeschrittenen Jahreszeit nicht aufgeschoben werden konnte. In der Eibinger Gemarkung wurden bestimmte Feldwege für den öffentlichen Verkehr freigegeben und es durften dort zunächst nur die „Forensen“, also die auswärtigen Weingüter ihre Felder abernten. Erst danach durften die Eibinger selbst ihre Weinberge lesen, wobei jedesmal an der Ortsgrenze die Schuhe zu desinfizieren waren. Als Transportmittel waren nur Pferdefuhrwerke zugelassen, wobei jedesmal auch die Pferdehufe abgewaschen werden mußten. Schlimm war freilich auch, daß den Eibinger Bürgern, die sich üblicherweise in den Rüdeshheimer Gütern als Leser verdingten, diesmal dieser gute Nebenverdienst versagt blieb.

Obgleich der Viehbestand so radikal vernichtet worden war, währte die Quarantänezeit noch drei Wochen, bis die Seuchengefahr offiziell am 8. November 1877 für erloschen erklärt wurde. Bis dahin ging es an das Großreinemachen. Sämtliche Stallungen und Dunggruben wurden mit Karbolsäure ausgewaschen, aller Kehricht, alles Zaumzeug, auch von Pferdegespannen mußten verbrannt werden. Die Bürger mußten ihre Kleidung und Schuhe in einer Desinfektionslösung waschen, bei allen Fuhrwerken waren die Aufbauten

aus Weichholz zu verbrennen, die Fahrgestelle aus Hartholz mit Karbolineum zu streichen. Stallungen, die vor allem in Eibingen teilweise aus morschem Balkenwerk bestanden, wurden niederge-rissen und auf den Verbrennungsplatz geschafft. Schließlich bestreute man die Hofflächen und Straßen mit Chlorkalk und ließ sie durch die Feuerwehr abspritzen.

Der Schaden für die Geisenheimer und vor allem für die Eibinger Landwirte war unermeßlich, zumal die meisten Landwirte keine eigene Viehversicherung abgeschlossen hatten. Zwar übernahm die Reichsregierung den größten Teil der Kosten mit rd. 160.000 Goldmark wie folgt:

Entschädigung für gefallene und getötete Tiere	86.241 Goldmark
für vernichtete Sachen	27.865 Goldmark
für enteignete Plätze zum Verscharren	257 Goldmark
Taxationskosten	1.396 Goldmark
Kosten für Verscharren und Verbrennen	8.856 Goldmark
Kosten für Desinfizierung	30.115 Goldmark
Ersatz für Polizei- und Militärkosten	4.848 Goldmark

Zum Aufbau eines neuen Tierbestandes wurden größere Viehbestände aus der Schweiz und dem Glantal bereitgestellt, die nach Taxation unter den Geschädigten verlost wurden.

Tierseuchen waren im Rheingau schon immer zu verzeichnen, da hier aber die Viehbestände vergleichsweise gering sind, blieben die Folgen nur begrenzt. Lediglich Maul- und Klauenseuche machte hin und wieder Quarantänemaßnahmen nötig, auch die Rindertuberkulose machte sich zeitweise bemerkbar. Doch die Rinderpest von 1877 blieb in ihren Auswirkungen bislang beispiellos und wird nur von der gegenwärtigen BSE-Krise übertroffen.

Fahrt ins mitteldeutsche Weinbaugebiet an Saale und Unstrut vom 27. bis 30. September 1961

Vorwort

Während der Sommermonate des laufenden Jahres gedachten die Bürger der Bundesrepublik, besonders in Berlin, aber auch an vielen Orten der früheren Zonengrenze an den Bau der Mauer vor 40 Jahren. Damit begann die Abschottung der DDR, die viel Leid für die Bewohner brachte. Nur Wenigen war es möglich, ihre Verwandten in Westdeutschland zu besuchen. Auch umgekehrt war eine Reise in die DDR, wenn sie überhaupt genehmigt wurde, mit vielen Auflagen und Schwierigkeiten verbunden. Gelegentlich konnten Wissenschaftler und Geschäftsleute mit Einladungen zu Ausstellungen mit Genehmigungen rechnen. So zum Beispiel zur „Internationalen Gartenbauausstellung (IGA)“ in Erfurt. Im Jahre 1961 war es Herrn Dr. Hahn von der Bundesanstalt für Rebenzüchtung Geilweilerhof und Herrn Josef Staab, Johannisberg durch Vermittlung von Herrn Dr. Friedrich Wilhelm Gollmick, Leiter des Instituts für Obstzüchtung in Naumburg, möglich, auf Einladung der Winzergenossenschaft Freyburg die IGA zu besuchen und den Weinbau an Saale und Unstrut kennen zu lernen. Der damalige unveränderte Reisebericht von Josef Staab zeichnet ein Bild von den Verhältnissen, an die sich viele heute nicht mehr erinnern.

Die Redaktion

Herr Dr. Hahn (†) vom Geilweilerhof und ich waren mit dieser Fahrt einer Einladung der Winzergenossenschaft Freyburg/Unstrut gefolgt, insbesondere ihres Vorstandsmitgliedes Herrn Dr. Gollmick (†), Leiter des Instituts für Obstzüchtung in Naumburg/Saale.

Wir fuhren hin und zurück mit dem Interzonenzug Frankfurt-Bebra-Wartha-Eisenach-Erfurt-Weimar-Naumburg. Der Zug überquert zwischen Bebra und Wartha fünfmal die Zonengrenze. Abgesehen von dem bekannten Bild dieser Grenzziehung: Stacheldrahtzaun, gepflügter und geeegter 5m-Streifen, Beobachtungstürme in Sichtweite gibt es noch andere auffällige Merkmale. So erlauben unsere aneinandergeschweißten Eisenbahnschienen eine bedeutend höhere Zuggeschwindigkeit als es östlich bei den nur verschraubten Schienen mit ihren regelmäßigen Stößen möglich ist. Die landwirtschaftlich genutzten Flächen sind im Westen zwar meist noch parzelliert, aber gut ge-

pflügt und überwiegend schon bestellt. Im Osten merkt man an den großen Flächen den Zusammenschluß der Bauern in Landwirtschaftliche Produktions-Genossenschaften (LPG), jedoch sind diese Flächen oft vernachlässigt und nur ganz selten schon mit der Winterfrucht bestellt.

Die Grenzkontrolle ist korrekt, aber sehr genau bezüglich aller erforderlichen Papiere und etwa mitgeführter Geldbeträge. Propagandistisch wird man sofort nach dem Überqueren der Zonengrenze kostenlos mit Lesestoff versorgt. In den Bahnhöfen stehen große Tafeln, die in Wort und Bild auf die Leistungen des Sozialismus hinweisen. Immer wieder begegnet man Transparenten mit der Aufschrift: Herzlich willkommen in der DDR, dem einzig rechtmäßigen deutschen Staat. In auffälligem Gegensatz dazu steht die Besetzung des Zuges in jedem grenznahen Bahnhof durch VOPOS und die Tatsache, daß die Bevölkerung die Reisenden im Zug nur zu grüßen wagt, wenn sie in

abgeschlossenen Gärten oder innerhalb von Wohnungen nicht beobachtet werden kann. In den Wartesälen bekommt man nachts nur Kaffee und Limonade, alkoholhaltige Getränke erst ab 6 Uhr morgens.

In den Städten und erst recht in den Dörfern stehen die ungepflegten Straßen und Häuserfassaden im auffälligsten Gegensatz zu dem uns gewohnten Bild. Die Straßendecken sehen so aus – das gilt auch für die Landstraßen – als seien sie seit Kriegsende nicht mehr überholt worden, ebenso Baumbestände und Rasenflächen. Erneuerungen von Putz und Außenanstrich der Häuser sieht man nur spärlich an öffentlichen Plätzen der Städte, z.B. auf dem Markt in Naumburg oder dem Frauenplan in Weimar. Dabei sind vielfach nur die Vorderfronten der Häuser, Rathäuser oder Schlösser erneuert, die Seiten- und Rückansicht sehen heruntergekommen aus. Lücken in der Bebauung bzw. Ruinen sind mit Anpflanzung von Pappeln unsichtbar gemacht – wenigstens im Sommer. Auch hier wieder der merkwürdige Gegensatz, der einem z.B. beim Besuch des Goethe-Museums in Weimar auffällt: die Inneneinrichtung ist nach Material, Aufteilung, Übersicht und Sauberkeit vorbildlich. Ähnliches gilt für die Gartenbauausstellung der sozialistischen Länder (IGA) in Erfurt. Uns gänzlich ungewohnt sind die vielen Schilder und Transparente mit Parolen und Forderungen wie: Wir fordern den Friedensvertrag für 1961. Der Friedensvertrag, das ist doch klar, wird kommen noch in diesem Jahr. Wir schlagen den westlichen Militarismus mit den friedlichen Waffen des sozialistischen Aufbaues. Strauß und seine Nazi-Generale kommen hier nicht durch. Dies sind nur einige Beispiele. Wiederholt wurde uns gesagt, daß den Bewohnern der Zone diese Tafeln mit ihren Schriften gar nicht mehr bis ins Bewußtsein vordringen.

Bezüglich des Lebensstandards der Bevölkerung neigen wir oft zu der Ansicht, daß Nahrung und Kleidung noch vielfach nicht ausreichen. Dem gegenüber konnten wir feststellen, daß es überall satt zu essen gibt, auch in den Gastwirtschaften.

Die Auswahl allerdings ist nicht groß; so erhält man meistens ca. 5 Sorten Wurst und 2 Sorten Brot. Rationiert sind die Kartoffeln und Kohlen.

An Kleidungsstoffen ist die Auswahl recht groß, jedoch oft von minderer Qualität. Die Kleidung sieht daher im Straßenbild etwas trist, grau in grau aus. Eine Ausnahme sahen wir im HO-Laden in Erfurt, wo größere Posten chinesischer Seide recht preiswert angeboten wurden. Auch die Heranziehung der Frauen zur Arbeit, besonders beim Außendienst von Post und Bahn, fällt auf. Die Stimmung unter der Bevölkerung kommt dem Beobachter seit dem 13.8. sehr bedrückt vor. Man weiß von der praktischen Unmöglichkeit einer Reise nach dem Westen oder auch nur in die 5-Kilometer-Zone an der Grenze bzw. nach Ostberlin. Kommt man ins Gespräch, so reden die meisten Leute ziemlich offen und äußern auch die Befürchtung, daß die letzten Fäden zwischen Ost und West nicht mehr sehr lange halten. Wohltuend ist bei den meisten Gesprächen die Freundlichkeit im Umgang miteinander. Den inneren Widerstand gegen die östliche Weltanschauung spürte man deutlich bei einer Führung durch den Erfurter Dom. Dieses Gotteshaus war im Mittelalter Sitz eines Mainzer Weihbischofes und ist heute Sitz eines solchen für die Diözese Fulda. Die Domführer (Laien) erklären nicht nur die kunstgeschichtlichen Zusammenhänge des sehr reich ausgestatteten Bauwerkes, sondern halten geradezu eine Predigt über den religiösen Sinngehalt der einzelnen Kunstwerke und deren Aussage für die heutige Zeit.

Der Weinbau des mitteleuropäischen Raumes liegt ungefähr auf dem 51. Grad nördlicher Breite (hier 50.) und ist recht alt, urkundlich nachzuweisen seit 786. Der Weinbau hatte im Mittelalter dort eine Ausdehnung von 6. bis 10.000 ha. Durch die Industrialisierung war er 1880 auf 2.300 ha zusammengeschrumpft, d.h. etwa die Fläche des Rheingaus. Durch Krankheiten und Schädlinge schrumpfte die Fläche weiter und umfaßt heute im gesamten mitteleuropäischen Raum noch 240 ha, welche nach den Plänen der Regierung auf einem endgültigen Stand von 500 ha weinbergsmäßig geeigneten Gelände "aufgerebt" werden sollen. Das von uns besuchte Gebiet an Saale und Unstrut umfaßt 100 ha, also etwa die Größe einer normalen Rheingaugemeinde und liegt zu unserem Erstaunen 109 m über NN. Die Durchschnitts-Sonnenscheindauer liegt mit 1606 Stunden pro Jahr über der Mosel, die mittlere

Jahrestemperatur beträgt 9,0° Celsius bei etwas über 500 mm Niederschlag, also etwa Rheingauer Verhältnisse. Saale und besonders Unstrut bilden ein liebliches Tal mit Burgen und Klöstern, mit dem meist auf Terrassen betriebenen Weinbau landschaftlich an Mosel oder Main erinnernd. Die hauptsächlich vorkommenden Böden sind Muschelkalk und Buntsandstein. Gerade auf den Kalkböden kennt man die selben Schwierigkeiten bei der Wahl der Unterlagsreben wie bei uns. Die angebauten Rebsorten verteilen sich auf Riesling, Weißburgunder und Traminer zu ca. 3%. Den Hauptanteil stellt der Silvaner mit 40%, es folgt der Gutedel mit 16% und der Müller-Thurgau mit 10%, aber allmählich ansteigend. Nur ganz geringfügig sind Portugieser und Burgunder vertreten, die Sorte Ruländer nur in dem von uns nicht besuchten Gebiet von Meißen und Radebeul bei Dresden. Im Volksweingut Naumburg (früher Staatsweingut) sahen wir die bei uns übliche Rheingauer Erziehung am Drahtrahmen bei Stämmchenhöhen bis 60 cm. Die Pflanzweite betrug im Durchschnitt 1,40 m x 1,— m, daneben gibt es einige Versuchsanlagen nach Lenz Moser. Verzinnter Weinbergsdraht ist seit dem Krieg noch nicht erhältlich gewesen. Die Drähte sind meistens sehr dick und rostig und man versucht, ausgediente Telefonkabel zu erhalten, um Reibe- und Abbruchschäden bei den Reben zu vermeiden. Die Bodenbearbeitung wird mit elektrischen Seilwinden durchgeführt, die zwar veraltet in ihren Geräten waren, aber ihren Zweck noch erfüllten und eine gute uns saubere Bodenbearbeitung erkennen ließen.

Die Schädlingsbekämpfung war mit herkömmlichen Geräten – Sprühgeräte sind ebenfalls unbekannt – sorgfältig durchgeführt worden. Die Trauben waren gesund und sehr weit fortgeschritten in der Reife. Hier und da stärker auftretende Verbrennungen am Laub rühren daher, daß man in der Auswahl der Mittel sehr beschränkt ist, die Mittel selbst nicht konstant in ihrem Wirkstoffgehalt zu sein scheinen z.B. Netzschwefel, und andere ganz unbekannt sind, z.B. Karathane. Stäubeschwefel war seit dem Krieg noch nicht zu haben. Dieses Volksweingut Naumburg umfaßt 20 ha, also 1/5 dieses Weinbaugebietes und strebt heute Durchschnittsernten von 50-60 hl/ha an. Dieser Anstieg von 30 hl/ha in den letzten beiden Jahr-

zehnten wird auf stärkere Selektionstätigkeit bzw. Anbau von Klonen zurückgeführt. Die Weine reifen schnell, werden jung gefüllt und getrunken. Daneben gibt es einheimische Sektfabrikation: der volkseigene Betrieb (VEB) Rotkäppchen in Freyburg, die frühere Firma Kloß und Förster, Gründungsjahr 1717. Es werden dazu allerdings fast ausschließlich ausländische Grundweine aus Ungarn, Jugoslawien und Frankreich verarbeitet, da die inländische Mosterzeugung den Weinbedarf nur zu einem Bruchteil decken kann.

Alle Bestände in den Weinbergen stehen auf Pfropfreben, deren Anbau bereits 1905, also weit vor unseren westlichen Gebieten freigegeben wurde. Die Rebveredlung ist hier seit 1895 bekannt, die ersten Schnittgärten lagen in Goseck bei Naumburg und Hoflößnitz bei Dresden. Die dem Volksweingut Naumburg angegliederte Rebenveredlungsanstalt kann ca. 70.000 Pfropfreben pro Jahr herstellen und bezieht die Unterlagen zu einem großen Teil aus Ungarn. Den größten Anteil an Pfropfreben stellen die Unterlagen der Berlandieri-Kreuzungen.

Die Besitzverhältnisse sind sehr interessant, da sich hier im Gegensatz zur Landwirtschaft noch der privat bewirtschaftete Besitz weithin halten konnte.

Von den rund 100 ha Weinbaufläche an Saale und Unstrut entfallen 20 ha auf das Volksweingut, 10 Besitzer haben ca. je 1 ha, die restlichen 70 ha verteilen sich auf ca. 350 Kleinwinzer. 60% des Besitzes liegen unter der Größe von einem Morgen. Diese Kleinwinzer sind nun in einer Winzergenossenschaft alter Gründung und alten Stils zusammengeschlossen mit dem Sitz in Freyburg. Es besteht wie bei unseren meisten Genossenschaften totaler Ablieferungszwang. Davon werden die geschätzten Durchschnittserträge des betreffenden Jahres auf das Produktionssoll angerechnet; die mehr erzeugten Mengen kann der Winzer für sich verbrauchen oder durch die Genossenschaft für sich verkaufen lassen. Eine Zusammenlegung und Flurbereinigung ist bei diesen Kleinwinzern trotz ihrer jetzigen Handarbeit unerwünscht, da dann die Zusammenfassung zu einer oder mehreren LPGs möglich wäre. Die Trauben werden unabhängig von den einzelnen Jahren zu einem Festpreis abgenommen, der zur Zeit bei 0,60 DM pro Pfund liegt. Die Weinpreise sind bei dem enormen

Bedarf verhältnismäßig hoch und betragen etwa 4 Ostmark für die Flasche Gutedel, 7 Ostmark für den Müller-Thurgau und bis zu 12 Ostmark für Gewürztraminer und ähnliche Sorten. Die Löhne für Arbeiter in Landwirtschaft, Weinbau und Obstbau beginnen bei 1,70 DM Ost.

Die Genossenschaftskellerei ist von kleinen Anfängen im letzten Jahrzehnt stark erweitert worden mit sehr großen Gewölbekellern. Der Weinausbau geschieht fast nur im Holzfaß; nur je 2 Drucktanks und Zementbehälter kleineren Ausmaßes sind vorhanden. Gekeltert wird mit hydraulischen Kleemannpressen.

An zwei Probetagen hatten wir Gelegenheit, insgesamt 60 Weine und Sekte zu probieren. Der erste Tag war in der Hauptsache von Wein-Importeuren besucht, der zweite Tag von Winzern.

Den Abschluß bildete eine Prämierung der besten Leistungen mit einem anschließenden Ball. Herr Dr. Hahn hatte Gelegenheit, einen Lichtbildervortrag über die Mosel zu halten, der sehr viel Interesse fand. Die probierten Weine waren meist leichter als unsere, alle durchgegoren und sehr sauber in ihrer Kellerbehandlung. Es gab fast nur 1960er, die wenigen 1959er konnten schon als passé gelten. bei den Sekten gefielen gut die Erzeugnisse des VEB Rotkäppchen in Freyburg in den Qualitäten Brut, Extra Dry, Trocken und Halbtrocken. Die übrigen waren wenig befriedigend.

Die Isolierung der Zone zeigt sich in der fehlenden Ausbildungsmöglichkeit der Winzer. Kellerwirtschaftlich war es bis zu diesem Jahr noch einigen Leuten möglich, an den Betriebsleiterlehrgängen in Geisenheim teilzunehmen. Daneben versucht das Institut für Obstzüchtung in Naumburg, einige Fortbildungskurse während des Winters für Winzer abzuhalten. Dieses Institut war die Wirkungsstätte des bekannten Reblausforschers Oberreg.Rat Dr. Börner, der hier die in Metz begonnenen Arbeiten ab 1919 weiterführte. Sein Hauptzuchtziel, eine reblausimune Unterlage durch Kreuzungen mit der *Vitis cinerea* zu erhalten, scheint bei einzelnen Sämlingen erreicht worden zu sein, die von dem jetzigen Institut für Obstzüchtung bewahrt und durchgetestet werden. An eigenen Zuchtprodukten dieses Institutes sahen wir recht interessante, aromatische und wohlschmeckende Apfelsorten.

In diesen Rahmen paßte gut der Besuch der internationalen Gartenbauausstellung (IGA) in Erfurt. Selbstverständlich bezog sich die Internationalität nur auf die sozialistischen Länder. In allen Pavillons kamen wir gut ins Gespräch mit den verantwortlichen wissenschaftlichen Leitern. So sahen wir im russischen Pavillon interessante Obst- und Weizenzüchtungen für Sibirien und die reichhaltige Übersicht über Traubensorten, Weine und Sekte. Eine kleine Kontroverse ergab sich über den ideologisch ausgerichteten Züchtungsweg der sogen. vegetativen Hybridisation nach Mitschurin, die Dank russischer Sprachkenntnisse von Dr. Hahn zu unseren Gunsten ausging. Der nächst interessante Pavillon war der von Rumänien. Auf einem Relief sah man, daß durch staatliche Lenkung des Anbaues um die Städte herum Obst- und Gemüsegürtel lagen zur schnellen Versorgung mit frischer Ware, daran anschließend liegen die landwirtschaftlichen Zonen mit den Weinbaugebieten. Von sechs gereichten Weinproben beeindruckte vor allem ein 1957er Rotwein der Sorte Sauvignon vom Weinbaugebiet Dealul Mare (Großer Berg), Lage Valen Calugareascu (Mönchstal), der sich mit den besten französischen Erzeugnissen sehr wohl messen kann. Die ganze Ausstellung war mit großem Aufwand sehr fachmännisch und außerordentlich übersichtlich aufgezogen.

Zieht man nun das Fazit aus diesen drei Tagen in der Ostzone, so wäre zu sagen, daß Weinbaulich für uns zwar nichts zu lernen ist, daß wir aber die Schwierigkeiten kennenlernen konnten, mit denen dort die Bevölkerung kämpfen muß, obwohl – laut östlicher Propaganda – alles besser und fortschrittlicher ist als im Westen. Aus politischen Diskussionen mit Funktionären der SED – ein Beauftragter für das innerdeutsche Gespräch wurde auch uns serviert – kann man sich heraushalten oder sogar mit Gegenargumenten kommen, worauf stets das Thema gewechselt wird.

Wesentlich erscheint mir, daß man fachliche und menschliche Kontakte mit den gewaltsam von uns getrennten deutschen Brüdern mündlich und brieflich so lange pflegt, wie es noch irgend möglich ist.

Schloß Johannisberg, den 6.10.1961

Buchbesprechungen

Beiträge zur Wallufer Ortsgeschichte, Heft 3, von *Heinrich Scharhag* und *Gerda Schmitt-Teßmann*. Heimatarchiv der Gemeinde Walluf 2001. Farb. Umschlag, 153 Seiten.

Wieder ist dem Wallufer Heimatarchiv ein guter Wurf gelungen: Die Geschichte der Mühlen im Walluftal. Hat es doch deren 26, mehr als alle anderen Bäche im Rheingau. Die Verfasser haben ihre Geschichte im einzelnen erforscht, den oftmaligen Besitzerwechsel dokumentiert und den heutigen Zustand bzw. die jetzige Zweckbestimmung beschrieben. Auffällig ist, auch anderwärts, daß kaum eine Mühle einen durchgehenden Namen hat; meist wechselte er mit dem Besitzer, was natürlich die Forschung sehr erschwert. Umso erstaunlicher ist, wie die Verfasser damit fertig geworden sind und eine zum Teil doch recht reiche Geschichte vorlegen konnten. Es ist für die weitere Forschung angenehm, daß am Beginn einer jeden Abhandlung die seitherigen, oft recht zahlreichen Namen angegeben werden sowie die Zeit der Erbauung der Mühlen.

Die Entwicklung des Mühlenwesens und die Mühlechnik sind in eigenen Aufsätzen klar und hilfreich dargestellt. Gute technische Zeichnungen erläutern den Text.

Dem Dank an die Verfasser folgt eine Bitte: Die Bildunterschriften von ihrer oft lakonischen Kürze in einen längeren Text umzuwandeln.

Eine Bitte an die Druckerei: Die Wiedergabe alter Aufnahmen klarer zu gestalten. Beim heutigen Stand der Reproduktionstechnik dürften die Grauschleier, besonders bei den Bildern Seite 28, 47 oben, 62, 91, 93 u.a.m., aufgelöst werden können und damit den Gesamteindruck verbessern.

Josef Staab

Rheingauer, der letzte Romantiker. Gedichte *Eberhard Kunkel*, Zeichnungen *Michael Apitz*, Texte *Patrick Kunkel*. ak Verlag Walluf 2001. ISBN 3-925771-34-4.

Das inzwischen weitbekannte und geschätzte Team aus Walluf hat ein drittes Bändchen über den „Rheingauer“ vorgestellt. Die Anregung zu Titel und Inhalt kam von der offiziellen Absicht, das Jahr 2002 als „Jahr der Rheinromantik“ zu feiern. Es ist ein Vergnügen, die dem Werk in bekannter Manier beigegebenen Zeichnungen und die entsprechenden Texte zu genießen. Schon das Eingangsgedicht „Der Stammbaum“ ist ein amüsantes und doch auch nachdenklich stimmender Wurf. Die Prosatexte lassen uns die Anfänge der Romantik an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert nachempfinden. Auf den letzten Seiten werden die Fragen der heutigen Siedlungspolitik in den Rheingaugemeinden nicht ausgespart. Mit dem Wunsch „Der Rheingauer darf nicht der letzte Romantiker sein“ schließt das schöne Büchlein ab.

Josef Staab

Die Schwarzen Führer. Rheinland. 235 Seiten, Eulen Verlag 2001, von *Ingrid Berle* und *Hildegard Gerlach*. ISBN 3-89102-433-9.

Im Verlagsprospekt lesen wir: „Die Schwarzen Führer erschließen das geheimnisvolle Deutschland, seine sagenumwobenen und märchenhaften Plätze, führen zu den verwunschenen und mysteriösen Orten, in die Vergangenheit.“ Gegenstand des hier vorliegenden 19. Bandes ist „das Rheinland von Mainz bis Köln mit der Sage von der Loreley, von Fluß- und Berggeistern, Legenden um Heilige und den Geschichten von den Burgen rechts und links des Rheins.“ Dabei stellen die Autorinnen, deren eine aus Mainz stammt, schon im

Vorwort klar, daß der romantische Rhein und seine Sagenwelt „Erfindungen“ des 19. Jh. sind; ferner, daß hier keine Sammlung der Sagen und Legenden vorliegt, sondern ein „Führer zu sagen- und legendenumwobenen Orten und Objekten“ mit ihrem kulturgeschichtlichen Hintergrund.

Vom Rheingau sind 10 charakteristische Orte, meist mit mehreren Objekten, beschrieben und mit gut ausgewählten Stichen und Abbildungen illustriert. Einige Fehler haben sich eingeschlichen: So ist Eberbachs Gründungsjahr nicht 1131, sondern seit neueren Forschungen 1136, weswegen die 850-Jahrfeier auch 1986 begangen wurde. – Eberbach ist auch nicht die einzige deutsche Tochtergründung von Clairvaux: dazu zählt ebenso das 1134 gegründete Himmerod in der Eifel. – Natürlich ist der Spätlesereiter im Johannisberger Schloßhof nicht vom Weingut Johannisberg gestiftet, sondern von der Schloßverwaltung.

Im Allgemeinen sind die historischen Tatsachen und Zusammenhänge korrekt wiedergegeben, die zugehörigen Sagen und Legenden geschickt in Kurzfassung geboten. *Josef Staab*

Romanik am Rhein von *Dethard von Winterfeld* – mit *Fotografien* von *Joachim Feist*. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 2001. 160 S. ISBN 3-8062-1419-0.

Die beinahe unübersehbare Literatur zur Kunst der *deutschen Romanik* ist bereichert durch eine aktuelle Neuerscheinung.

Der Autor, Professor für Kunstgeschichte an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz, legt hier ein Werk vor, in dem er die bedeutenden Zeugnisse der *romanischen Sakralkunst entlang des Rheins* vom Bodensee bis zum Niederrhein kompetent beschreibt sowie in ihrer historischen und regionalen Bedingtheit interpretiert. Dass er sich bei der Auswahl der Kirchen selbst eine Beschränkung auferlegt, ist für den Leser bedauerlich, wird von ihm im Vorwort aber mit regionalen Aspekten einleuchtend begründet.

Die Aufbaustruktur des Buches ist äußerst übersichtlich, geschickt und konsequent durchgeführt: Einführende Kapitel informieren knapp, aber dennoch gründlich über geistige, historische und kunsthistorische Aspekte zur Romanik. Es

folgen Ausführungen zu besonderen Entwicklungsformen dieser Architekturgattung in den Großregionen entlang des Rheins. Sie sind der Beschreibung der einzelnen Sakralbauten jeweils vorangestellt und ermöglichen es dem Leser somit, immer wieder eine Verbindung herzustellen zwischen der Landschaft und deren Geschichte sowie dem Einzelbau innerhalb dieser Architektur-Landschaft. Daher ist das Buch geradezu eine Einladung zu einer Kunstreise innerhalb eines überschaubaren Gebiets!

Der Aufbau der Einzelbeschreibungen zu den vorgestellten Kirchen folgt dem üblichen (und sicher bewährten) Schema in Kirchenführern und ist somit für die Vorbereitung einer Besichtigung hervorragend geeignet: Lage des Bauwerks – historischer Kontext – Baugeschichte – Erscheinungsbild außen/innen.

Vor allem die eigentlichen Architekturbeschreibungen sind äußerst kompakt und präzise und lenken daher die Aufmerksamkeit des Betrachters zunächst auf das Wesentliche des Baukörpers. Und genau das – so scheint mir – macht den Blick frei für die eigenständige Entdeckung weiterer interessanter Details (z.B. im Kreuzgang von Kloster Eberbach/Rheingau).

Die Anschaulichkeit der Texte wird entscheidend gefördert durch eine Fülle von eindrucksvollen Farbfotos, die zum größten Teil von Joachim Feist eigens für dieses Buch aufgenommen wurden, sowie Grund- und Aufriss-Skizzen. Dass auf den Fotos manchmal Ausstattungsdetails – wie z.B. der romanische Kruzifixus in der Gotthards-Kapelle des Mainzer Doms oder die Deckenfresken in Schwarzrheindorf – optisch stark in den Hintergrund treten, enttäuscht sicher manchen Kunstliebhaber, scheint aber begründet zu sein in der konsequenten Beschränkung des Autors (und des Fotografen) auf die Darstellung des architektonischen Erscheinungsbildes der vorgestellten Bauten.

Dethard von Winterfelds „Romanik am Rhein“ ist ein Buch, das Experten sowie interessierte Laien einlädt, sich mit einer bedeutenden und faszinierenden Epoche der europäischen Kunst *ganz aus und in der Nähe* zu beschäftigen.

Mechthild Klöppner

Kunst und Kultur im Rheingau



Wir fördern sie
in ihrer ganzen Vielfalt
– auch im Rheingau Sommer 2002
sind wir Partner der Burghofspiele.

Volksbank  **Eltville eG**

Ihr starker und verlässlicher Partner im Rheingau seit mehr als 135 Jahren
65335 Eltville im Rheingau · Postfach 1555 · Telefon 06123/907171 · Fax 06123/907172

Absender:

Druckerei Walter GmbH
65343 Eltville im Rheingau

PVSt, Deutsche Post AG,
Entgelt gezahlt, D20825



Der Wegbereiter zum perfekten Trinkgenuss

Erbslöh ist der zuverlässige Partner der Hersteller von Wein, Sekt, Fruchtsaft, Bier und Spirituosen.

Schritt für Schritt begleiten wir unsere Partner bei der Verarbeitung der natürlichen Rohstoffe – mit gutem Rat, Service und immer neuen Genuss-Ideen.

Denn wir haben nur ein Ziel: dabei mitzuhelfen, dass die Produkte unserer Partner bei Ihnen zum unvergesslichen Genuss-Erlebnis werden.